



universität
wien

MASTERARBEIT

Titel der Masterarbeit

„Die Arbeitssuchenden vom Josephsberg“

Eine soziologische Studie über den Alltag von jungen
Arbeitslosen in einem Wiener Schulungszentrum

Verfasserin

Andrea Hartlauer, Bakk.phil.

angestrebter akademischer Grad

Master of Arts (MA)

Wien, am 26.06.2010

Studienkennzahl lt. Studienblatt: 066/ 905

Studienrichtung lt. Studienblatt: Masterstudium Soziologie

Betreuer: Univ.- Prof. Dr. Roland Girtler

Danke

Gewidmet Philipp, Helena und Andreas

Ohne die exzellente und überaus wertschätzende Betreuung von Univ.- Prof. Roland Girtler und ohne die Arbeitssuchenden vom Josephsberg hätte ich diese Arbeit nicht schreiben können. Ihnen allen und meiner Lektorin Anna möchte ich meine große Dankbarkeit ausdrücken.

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	5
2	Forschungsinteresse	7
2.1	Jugendarbeitslosigkeit und Schulungsmaßnahmen	8
2.2	Die Marienthalstudie	9
3	Gedanken zu den Methoden	11
3.1	Meine Rolle	12
3.2	Die teilnehmende Beobachtung	15
3.3	Die Protokolle	19
3.4	Das „ero-epische Gespräch“	20
4	Arbeit als Form der Vergesellschaftung	26
4.1	Pecunia non olet	27
4.1.1	„Eine nette Gabe“	28
4.1.2	Das Geld liegt auf der Straße	34
5	Das Stigma Arbeitslosigkeit	44
5.1	Die Stigmatisierten	44
5.1.1	Das Gefühl der Minderwertigkeit und Machtlosigkeit	47
5.1.2	Mangelware Wertschätzung	49
5.1.3	<i>Sozialschmarotzerin</i> und totale Niete	51
6	Die beschädigte Identität	54
6.1	Zurück in die Erwerbstätigkeit?	54
6.2	Weiterführung der Stigmatisierung	60
6.2.1	Charly und der Phyrussieg	60
6.2.2	Eskalationsgaranten und arbeitslose Studierende	63
6.2.3	Emil und die Anderen	66
6.2.4	Der letzte Tag als Arbeitsuchende	69
6.3	Spielen um zu gewinnen	71
7	Die Welt der jungen Arbeitsuchenden vom Josephsberg	74
7.1	Endstation Schulungsmaßnahme	76
7.2	Der Josephsberg - „eine total Institution“?	78
7.2.1	Das Gebiet rund um den Josephsberg	79
7.2.2	Gebote, Verbote und andere Zurechtweisungen	81
7.2.3	Haifischbauch und Horrorlabyrinth	82
7.2.4	Verlorene Freiheit oder gewonnene Chance	86
7.2.5	Die Prüfung	90
8	Conclusio	92
8.1	Arbeitslosigkeit und Geld	93
8.2	Techniken zur Stigmabewältigung	94
8.3	Zwang und Kontrolle	96
9	Ausblick	98
10	Literatur	99
11	Zusammenfassung	106
12	Abstract	107
13	Lebenslauf	108

1 Einleitung

Arbeitslosigkeit ist ein soziologisches Phänomen, welches auf den Alltag von Arbeitslosen einwirkt.

Das Arbeitsmarktservice (AMS) verlautbart monatlich die Arbeitslosenstatistik; danach liegt im Jänner 2010 die Gesamtzahl der Arbeitslosen bei 323.651, die der jungen Arbeitslosen von 15 bis 29 Jahre bei 50.265. Davon befinden sich 50% der Jugendlichen in Schulungen (www.ams.at). Die vom AMS initiierten Schulungsmaßnahmen dienen einer besseren Qualifizierung der jungen Arbeitsuchenden und sollen dadurch ihre Chancen, wieder den Einstieg in den Arbeitsmarkt zu schaffen, erhöhen.

In Wien gibt es zahlreiche Institute, die in Zusammenarbeit mit dem AMS für die Weiterbildung dieser jungen Zielgruppe verantwortlich sind. Eines davon ist das Schulungszentrum vom Josephsberg. (Alle genannten Namen wurden auf Bitte der Beteiligten in dieser Studie anonymisiert). Dort erfülle ich eine Funktion als Trainerin.

Meine Forschungsarbeit erstreckte sich bis auf einige kurze Unterbrechungen von Juli 2009 bis März 2010. Mein Interesse richtete sich darauf, wie junge Arbeitsuchende in einem Wiener Schulungszentrum ihren Alltag gestalten. Mit der Methode der teilnehmenden Beobachtung (Girtler 2001) sammelte ich Daten, wobei ich während der gesamten Forschungszeit eine Doppelrolle, nämlich die der Trainerin und die der Forscherin einnahm. Ich achtete sehr darauf, dass diese Art und Weise meiner Forschungsarbeit während der gesamten Zeit transparent gehalten wurde. Viele Gespräche mit den jungen Arbeitsuchenden in den Unterrichtspausen und aufgezeichnete „ero-epische Gespräche“ (Girtler 2001) ergänzten das Datenmaterial, welches während des Sammelns einem beständigen Interpretieren und Überprüfen von Aussagen und Beobachtungen unterzogen wurde. Beobachten, protokollieren und reflektieren waren wesentliche Säulen des Arbeitsprozesses.

Wenn ich vom Alltag der jungen Arbeitsuchenden spreche, dann beziehe ich mich auf den Alltag als Konkretisierung der Lebenswelt, die als „[...] Repertoire an Dingen für Handlungsmöglichkeiten, das Gesellschaftsmitgliedern im alltäglichen Handeln prinzipiell zur Verfügung steht. Lebenswelt ist die Gesamtheit des möglichen Erfahrungshorizontes der Gesellschaftsmitglieder. [...] Diese Lebenswelt ist dem Menschen vorgegeben. Wichtig zu unterscheiden ist dieser Begriff aber von der Alltagswelt, der Welt des Wirkens“ (Richter 2002: 94). Dieser Alltag wird unter anderem von Motiven des Handelns geprägt, diese werden

von A. Schütz so unterschieden, indem er der Motivursache für das Handeln dadurch Ausdruck verleiht, dass er zwei Möglichkeiten einer Satzformulierung definiert : „*Indessen das Um-zu- Motiv, ausgehend vom Entwurf, die Konstituierung der Handlung erklärt, erklärt das echte Weil-Motiv aus vorvergangenen Erlebnissen die Konstituierung des Entwurfes selbst*“ (Schütz 2004: 203).

Junge Arbeitsuchende handeln auf Grund dieser beiden Motive und folglich aus und in zwei Richtungen, wie die Studie zeigt. Das wird vor allem dann deutlich, wenn es die Stigmatisierung der jungen Arbeitsuchenden betrifft, die von der erwerbstätigen Gesellschaft oft mit den Zuschreibungen wie *faul, dumm* und *arbeitscheu* bedacht werden. Die Motive ihres Alltagshandels liegen sowohl in der Vergangenheit begründet, sie sind aber auch mit einem zukünftigen Sinn verbunden. Meine Forschungsarbeit deutet darauf hin, dass Stigma und Techniken, wie die jungen Arbeitsuchenden ihre beschädigte Identität bewältigen (Goffman 1975), ihren Alltag bestimmen. Dieses Alltagshandeln ist von großer soziologischer Relevanz, zeigt es doch Formen der Vergesellschaftung (Simmel 1992), die durch den Status der Arbeitslosen im Wechselspiel zu dem der Erwerbstätigen gebildet werden.

Die Erkenntnis, dass ein fokussierter Blick auf das Schulungszentrum am Josephsberg unter der Annahme eine „totale Institution“ (Goffman 1973) für Ausgegrenzte vorzufinden, sich als Trugbild herausstellte und erst durch genauere Beobachtungen einem Paradoxon wich, welches sich in Symbolen der Umgebung des Schulungszentrums am Josephsberg widerspiegelte, ist ebenso Teil der vorliegenden Studie.

Einige soziologische Phänomene in Bezug auf den Alltag von jungen Arbeitsuchenden in einem Wiener Schulungszentrum wurden von mir beobachtet, reflektiert und interpretiert, die Darstellung der Ergebnisse findet sich in der Conclusio. Im Ausblick verweise ich auf zukünftige Forschungsvorhaben, die notwendig sein werden, um den Alltag von jungen Arbeitsuchenden noch tiefer gehend erforschen zu können.

2 Forschungsinteresse

Im Juli 2009 habe ich eine Aufgabe als Trainerin in einem Projekt für junge Arbeitslose, seit einiger Zeit euphemistisch „Arbeitsuchende“ genannt, übernommen. Das Arbeitsmarktservice (AMS) vergibt extern Schulungsprojekte an Weiterbildungsinstitute, die sich für solche Aufträge bewerben können. Das Schulungszentrum Josephsberg hatte im Mai die Ausschreibung für ein Projekt für junge Arbeitsuchende eingereicht und dafür auch den Zuschlag bekommen. Nun fehlten allerdings qualifizierte Trainerinnen und Trainer, um die Kurse durchführen zu können. Das war der Grund, warum mich die mit mir befreundete Geschäftsführerin anrief, um mich zu bitten, für einige Zeit Trainings für junge Arbeitsuchende zu übernehmen. Ich hatte zwar für Juli andere Pläne, wollte aber meine Freundin nicht im Stich lassen.

Meine Aufgabe war es die jungen Arbeitslosen (die Betroffenen bleiben lieber bei diesem Ausdruck, da sie den anderen Begriff „Arbeitsuchende“ eher als zynisch erleben) im Alter von 18 bis 29 Jahren und aus völlig unterschiedlichen Bildungshintergründen kommend, die so genannten *Soft Skills* näher zu bringen. Die Arbeitslosen, ganz gleich ob HilfsarbeiterInnen oder Studierende hatten eine Gemeinsamkeit. Sie waren als junge Arbeitslose vom AMS zu diesen Schulungen eingeteilt worden. Das Ziel des zweiwöchigen Unterrichts, für den ich verantwortlich war, bestand darin, einerseits die Kommunikationsfähigkeiten der jungen Arbeitsuchenden zu verbessern und andererseits ihnen zu vermitteln, wie Konflikte sinnvoll gelöst werden könnten. Einen zusätzlichen Schwerpunkt der Schulung bildeten Übungen zur Entwicklung der Teamfähigkeit. Diese wird als eine wichtige persönliche Fähigkeit erachtet, um sich besser in die Arbeitswelt integrieren zu können.

Bereits am ersten Tag der Schulungswoche wurde mein soziologisches Interesse erweckt. Wie gestalten die jungen Arbeitsuchenden ihren Alltag im Schulungszentrum Josephsberg? Wie handeln sie? So hat zum Beispiel ein junger Arbeitsuchender seine KursteilnehmerInnen und mich kontinuierlich mit der Information versorgt, wie viele Hitzegrade gerade in seinem Auto herrschten. Ein Blick auf seinen Autoschlüssel gab darüber Aufschluss. Auch der Umstand, dass eine sehr zierliche, nachgerade zerbrechlich wirkende junge Frau, eine junge arbeitslose Erzieherin für behinderte Kinder, erstaunliche Mengen an Nahrungsmittel im Laufe der Unterrichtszeit aus ihrem Rucksack packte und diese auch verzehrte, stimulierte mich, die Handlungen der jungen Arbeitsuchenden am Josephsberg genauer betrachten zu wollen. Und so wandte ich mich der soziologischen Perspektive zu, die zeigt, dass der Handelnde also

nicht passiv und einflusslos sei, sondern er dadurch, dass er handelte, die sozialen Strukturen, Schichten, Machtrituale, Symbole usw. schaffe (vgl. Girtler 2001: 38).

Von Juli 2009 bis März 2010 habe ich insgesamt zwanzig Wochen, jeweils von Montag bis Freitag von 8 bis 14 Uhr unterrichtet. Das heißt, ich habe nicht durchgehend dort gearbeitet. Die dazwischen liegenden Pausen waren notwendig, um durch die Distanz zum Forschungs- und Arbeitsfeld wieder einen neuen, einfach einen anderen Blickwinkel zu bekommen. Zusätzlich war das Klientel der jungen Arbeitslosen sehr fordernd und herausfordernd, sodass meine physische und psychische Belastbarkeit auf eine große Probe gestellt wurde.

Dennoch oder gerade deswegen entschied ich mich dafür, den Alltag der jungen Arbeitssuchenden im Schulungszentrum Josefsberg einer wissenschaftlichen Reflexion zu unterziehen. Ich zitiere den Soziologen H.G. Soeffner (2004:17), der über die soziologische Analyse des Alltags folgendes sagt: „Es gibt viele gute Gründe für eine sozialwissenschaftliche Analyse des Alltags und auch dafür, gerade dem Alltag eine bevorzugte Stellung in der wissenschaftlichen Reflexion und in der Orientierung der ‚praktischen Vernunft‘ zuzuordnen. Einen gewichtigen Grund dafür hat Alfred Schütz genannt: Das Alltagsleben ist das einzige Subuniversum, in das ‚wir uns mit unseren Handlungen einschalten‘ und das wir durch unsere Handlungen verändern können (Schütz 1972, 119).“

2.1 Jugendarbeitslosigkeit und Schulungsmaßnahmen

Die Jugendarbeitslosigkeit in Österreich liegt laut Arbeitsmarktdaten (kurz AMS) bei 50.265 im Jänner 2010, bei einer Gesamtzahl von 323.651 Arbeitslosen. 50% der jugendlichen Arbeitssuchenden befinden sich in Schulungen (www.ams.at). Im Rahmen einer vom AMS beauftragten Jugendkulturforchung wurde festgestellt, dass Aus- und Weiterbildung für die Arbeitsmarktchancen einen sehr hohen Stellenwert haben. Durch Schulungen sollen Jugendlichen „Orientierung und Stabilisierung“ vermittelt werden (www.bfi-wien.at im DerStandard 12./13. September 2009). Daran knüpft auch eine Sprecherin vom AMS Österreich an, die meint, dass „die Erfolgsquote für sich spreche. Jeder zweite junge Arbeitssuchende hat nach drei Monaten nach Beendigung der Schulungsmaßnahmen einen Job.“ (Kurier, 1. Mai 2010).

Dazu habe ich in einer Online Diskussion die Meinung eines Betroffenen gelesen, der unter dem Titel „die halbe Wahrheit ist auch die halbe Lüge“ schreibt, dass auch sonst jeder zweite ohne AMS Kurse einen Job fände. Neben kritischen Stimmen, die sich auf unnötige Zertifikate wie Staplerscheine für AkademikerInnen beziehen, fällt in den Onlinediskussionen

die positive Bewertung der Kurse in Hinblick auf die verbesserte Zeitstruktur von jungen Arbeitsuchenden auf: „Auch wenn manche Kurse als völlig unnötig angeprangert werden, erfüllen sie doch eine wichtige Funktion: die Arbeitslosen gehen in der Früh außer Haus, haben einen strukturierten Tagesablauf, sind unter Menschen und geraten daher nicht so leicht in Gefahr, sich gehen zu lassen“ (<http://noe.orf.at/stories/440370/>).

Wenn man davon ausgeht, dass die Jugendarbeitslosigkeit bis zum Alter von 29 Jahren nach der Synthesis Mikroprognose 2009 (www.forschungsnetzwerk.at) bis zum Jahre 2013 insgesamt um circa 50 Prozent zunehmen wird, dann wird klar, dass dieses Thema von hoher gesellschaftlicher Brisanz ist.

Eine Studie über Qualifizierungsmaßnahmen von jungen Arbeitsuchenden befasste sich mit der Frage, ob das AMS durch die angebotenen Schulungen die Chancen der jungen Menschen am Arbeitsmarkt verbessern könne (www.ams.-forschungsnetzwerk.at). Das Ergebnis fiel äußerst ambivalent aus; unkonventionelle Lehransätze führten zwar einerseits zu mehr Motivation, Interesse, Selbstbewusstsein und als Resultat daraus zu einer stabileren Beschäftigungsintegration, andererseits sei es unmöglich in ein paar Kursen das aufzuholen, was zuvor in der Weiterbildung verabsäumt worden wäre. Das Resümee der Studie ergibt dennoch ein klare Befürwortung der Qualifizierungsmaßnahmen als verfolgenswerten Ansatz für junge Arbeitsuchende, da vor ihnen noch eine lange Erwerbskarriere liege und die erworbenen Fähigkeiten in Zukunft genutzt werden könnten.

2.2 Die Marienthalstudie

Mein grundsätzliches Interesse an arbeitslosen Menschen wurde natürlich auch durch „den Klassiker der empirischen Sozialforschung“ (vgl. Müller 2008: 13f), die Marienthalstudie beeinflusst. Diese Studie ist omnipräsent, wenn man sich als Soziologin mit dem Thema Arbeitslosigkeit auseinandersetzt. Auch wenn mein Forschungsfeld sich in einem anderen Kontext bewegte – der beforschte Ort beschränkte sich auf ein Schulungsgebäude und dessen nähere Umgebung, die zu Beobachteten umfassten eine kleine Gruppe von jungen Arbeitsuchenden, die an jenem Ort wochentags ein paar Stunden verbrachten, und meine angewendete Methode war die der teilnehmenden Beobachtung und das „ero-epische Gespräch“ – so inspirierten mich aber viele in der Marienthalstudie erhobene Fragen zu gedanklichen Weiterführungen sowohl zu Beginn als auch während meiner Forschungsarbeit. Interessant fand ich die Überlegungen von M. Jahoda, welche Kräfte unter außerordentlichen

Bedingungen (i.e. die Arbeitslosigkeit) frei werden und ob ein gemeinsames Schicksal Menschen eher eint oder die Wahrscheinlichkeit größer ist, dass „ [...] jeder sich seinen eigenen Rettungsversuchen anvertraut“ (Jahoda/ Lazarsfeld/ Zeisel 1975: 103).

Wegen oder trotz der großen Verneigung vor dieser herausragenden Studie war es für mich klar, meinem eigenen Weg zu folgen.

Sehr geprägt wurde ich von der Grundhaltung der ForscherInnen, welche die Wichtigkeit der beforschten Personen und die daraus erfolgte Wertschätzung in für mich beeindruckender Weise in den Mittelpunkt stellte (vgl. Jahoda / Lazarsfeld / Zeisel 1975: 28)).

Ich startete meine Forschung über junge Arbeitsuchende mit den Worten von E. Goffman im Gedächtnis: „Damals wie heute glaube ich, daß jede Gruppe von Menschen [...] ein eigenes Leben entwickelt, welches sinnvoll, vernünftig und normal erscheint, sobald man es aus der Nähe betrachtet, und daß die beste Möglichkeit, eine dieser Welten kennenzulernen, darin besteht, daß man sich im Zusammenleben mit den Mitgliedern den täglichen Zufällen aussetzt, die ihr Leben bestimmen“ (Goffman 1973: 7).

3 Gedanken zu den Methoden

Vor einigen Jahren stieß ich auf das Buch „*The City*“ von Robert Ezra Park, in welchem er klar zu verstehen gibt, dass die soziale Welt draußen vor der Tür sei und nur darauf warte, erforscht zu werden (Park 1984). Sofort wurden Erinnerungen an meine Kindheit wach. An Sonntagen pflegten meine Eltern mit meiner Schwester und mir in verschiedenen Gasthäusern der Umgebung zu Mittag zu essen. Meine bevorzugte Beschäftigung war, die Familien, die an den Nachbartischen saßen, genauer zu beobachten und wenn möglich auch Teile ihrer Gespräche aufzufangen. Ich erinnere mich genau, dass ich erfahren wollte, wie andere Familien das Ritual des sonntäglichen Mittagessens begingen.

Ich beobachtete und verglich. Wer bestellt die Mahlzeiten und Getränke? Wer redet, wer schweigt? Wie werden Tischsitten von den Kindern eingefordert? Welche kann ich bei anderen Familien im Vergleich zu meiner eigenen beobachten? Wie vollzieht sich der Akt der Mahlzeit? Wird geredet, gelacht oder verläuft das sonntägliche Mittagessen in Schweigen? Was machen die Kinder nach dem Essen, dürfen sie aufstehen, haben sie Stofftiere oder Spiele mitgebracht, wie verhalten sie sich? Der Umgang des Wirtes oder der Kellnerin mit den Menschen an den Nachbartischen interessierte mich ebenfalls immer sehr, weil ich Unterschiede in der Sprache und Körperhaltung wahrnahm. Mir fiel auf, dass die Art wie sie miteinander redeten einmal höflich distanziert, dann wieder freundschaftlich vertraut war. Das alles zu beobachten, bereitete mir mehr Spaß als das Mittagessen.

Allerdings konnte ich meinem Vergnügen nie lange frönen, da mich meine Eltern regelmäßig ermahnten, nicht auf die Menschen zu starren, die an den angrenzenden Tischen saßen.

All diese Bilder meiner Kindheit tauchten auf, als ich über R. E. Park und seine Aufforderung nachdachte und mir wurde klar, dass ich mein frühes Interesse an der sozialen Welt in Zukunft mit wissenschaftlichen Methoden erforschen wollte.

Wenn man nun hinaus in die soziale Welt geht, um diese zu erforschen, stellt sich gleich die Frage, wie kann sie erforscht werden? Welche Methoden sind anzuwenden? Das sind die unabdingbaren Fragen zu Beginn eines Forschungsprozesses, wenn man plant, ein Forschungskonzept zu entwickeln.

Als ich den ersten Tag als Trainerin für junge Arbeitsuchende am Josephsberg absolvierte, befand ich mich mitten in der sozialen Welt der jungen Arbeitslosen. Aber ich beabsichtigte ursprünglich nicht, mich als Forscherin zu betätigen. Allerdings machte ich auf dem Heimweg von der Arbeit eine Entdeckung. Ich beobachtete mich in der U-Bahn, wie ich Notizen über

den ersten Arbeitstag, über die jungen Arbeitsuchenden machte. Ich war gerade dabei erste Beobachtungsprotokolle zu verfassen. Das heißt, ich suchte nicht nach einer geeigneten Methode für ein Forschungsfeld, sondern die teilnehmende Beobachtung, wie sie Roland Girtler ausübt und lehrt (vgl. Girtler 2001: 60f) hatte mein Interesse für dieses spezielle Forschungsgebiet erweckt. Mein erster Tag im Schulungszentrum Josephsberg war somit mein erster Tag im Forschungsfeld!

3.1 Meine Rolle

Sobald ich für mich entschieden hatte, die jungen Arbeitsuchenden am Josephsberg zu meinem Forschungsinteresse zu erheben, musste ich mich um Rollenklarheit bemühen. Das umfasste zunächst die Definition meiner Rolle, oder besser gesagt meiner beiden Rollen. Ich war hier einerseits als Trainerin engagiert, um die arbeitslosen Jugendlichen zu unterrichten, andererseits hatte ich für mich entschieden als Soziologin zu forschen. War das überhaupt möglich, und wenn ja, in welcher Form? Konnte ich diese beiden Funktionen trennen, sollte ich sie trennen? Wie konnte ich zu einer haltbaren Rollendefinition kommen?

Ich hatte bereits begonnen zu beobachten, ohne dass die Beobachteten in Kenntnis gesetzt worden waren, ich praktizierte eine „verdeckte Beobachtung“. Das verursachte ein unbehagliches Gefühl, ein Gefühl von Verrat, denn ich schloss mich völlig der Meinung von R. Girtler an, dass er in Übereinstimmung mit anderen Feldforschern die Ansicht vertrete, dass ein solches Vorgehen grundsätzlich unfair sei (vgl. Girtler 2001: 77).

Was war zu tun? Wie sollte ich weiter vorgehen? Ich plante eine teilnehmende Beobachtung durchzuführen und befand mich schon mitten im Feld. Das war grundsätzlich positiv, musste ich mich doch um keinen Feldzugang bemühen. Und deshalb befand ich mich in einem Zustand von höchster Euphorie, wenn ich mir nicht gerade Sorgen machte, wie ich meine derzeit praktizierte, „verdeckte teilnehmende Beobachtung“ (vgl. Girtler 2001: 61f) vor mir und den Beobachteten rechtfertigen sollte. Ich dachte, dass es für eine Feldforscherin nichts Spannenderes und Aufregenderes geben könnte, als durch die berufliche Eingliederung in das Forschungsfeld so viele unterschiedliche Möglichkeiten für teilnehmende Beobachtungen vorzufinden. Der Alltag der Personen, denen mein Forschungsinteresse galt, spielte sich permanent vor meinen Augen ab. Ich empfand dies als großes Privileg, wenngleich damit auch Belastungen verbunden waren.

Da ich dem Zustand der „verdeckten teilnehmenden Beobachtung“ ein Ende bereiten wollte, bat ich am Ende der ersten Woche meiner TrainerInnentätigkeit um ein Gespräch mit dem

Projektleiter, der für die Schulungsmaßnahme für junge Arbeitsuchende verantwortlich war. Ich wollte ihn über mein Vorhaben informieren; ich kam aber kaum zu Wort, weil er die Zeit mit mir dazu nützte, um über seine beruflichen Probleme zu reden. Die Schulungsmaßnahme war ein neues Projekt, welches schlecht zu laufen schien. Er klagte und jammerte und gab mir zu verstehen, dass er befürchten müsste, den Job zu verlieren, wenn sich dieses Jugendarbeitslosen - Schulungsprojekt nicht besser entwickeln würde. Die Zahl der TeilnehmerInnen war unter den Erwartungen geblieben und es war ihm von der Geschäftsleitung chaotische Planung vorgeworfen worden. Es war daher nicht verwunderlich, dass er auf mein Forschungsvorhaben mit großer Zurückhaltung reagierte. Er bat mich mit großem Nachdruck, keine Kritik an der Schulungsmaßnahme zu üben. Meine Beteuerungen und Erklärungen, dass ich keine Bewertungen abgeben wollte, verhallten ungehört. Nun musste aber ich befürchten, dass mir unterstellt werden würde, dass ich die TrainerInnentätigkeit nur deshalb angenommen hätte, um hier „herumzuznüffeln“. Nach diesem Gespräch hatte ich den Eindruck, dass ich etwas erreicht hatte, was ich keineswegs als mein Ziel definiert hatte, nämlich Misstrauen zu erwecken.

Nun stand ich mitten in meinem Forschungsfeld, wusste aber nicht, ob mir dieser Umstand zum Nutzen gereichen würde. Es war offensichtlich nicht so leicht, die Rolle der „totalen Partizipantin“ (in meinem Fall wäre es die alleinige Rolle der Trainerin gewesen) wie es R. Gold (1985: 220) nennt, in eine Rolle der teilnehmenden Beobachterin umzuwandeln. Aber ich war entschlossen, diese für mich unbefriedigende Situation zu ändern und informierte per Email den Geschäftsführer der Schulungsinstitution über mein Vorhaben. Gleichzeitig verkündete ich meine Bereitschaft bei Interesse seitens der Geschäftsführung über meine Arbeit und Erkenntnisse zu berichten. Es gab darauf keine Reaktion; ich wertete das als Zustimmung und begann meine Forschungsarbeit als teilnehmende Beobachterin.

Voll der Energie und Freude schlüpfte ich in der nächsten Woche in die Rolle der teilnehmenden Beobachterin, gleichzeitig musste ich meine Aufgabe als Trainerin erfüllen. Nun war es wichtig, Vertrauen zu meinen KursteilnehmerInnen aufzubauen und die Akzeptanz für mein soziologisches Vorgehen zu bekommen. Die Überzeugung, „[...] dass der Forscher ihnen nicht schaden will und dies auch nicht tut“ (Girtler 2001: 93), meinem Klientel zu vermitteln, würde schwierig sein. Die Überlegungen, dass die persönlichen Beziehungen viel mehr als das Forschungsvorhaben über die Akzeptanz meiner Person entscheiden würden, gaben mir Kraft und ich begann in aller Offenheit über meine Arbeit als Soziologin zu sprechen.

Ich erzählte den KursteilnehmerInnen über mein Forschungsvorhaben, was die meisten genauso wenig interessierte wie der Unterricht. Rückblickend betrachtet legte ich wahrscheinlich zuviel Enthusiasmus in meine Schilderungen und erklärte ihnen nicht eindeutig genug, welche wichtige und für meine Arbeit entscheidende Rolle ihnen dabei zukommen würde. Das könnte eine Erklärung für die reservierten Reaktionen gewesen sein.

Im Laufe der Zeit veränderte ich meine Strategie und nahm mehr Rücksicht auf die Situation der jungen Arbeitsuchenden, weil mir bewusst geworden war, dass sie sich ohnehin immer kontrolliert fühlten: sei es vom AMS, sei es von der Geschäftsführung des Schulungszentrum oder von der Projektleitung und den TrainerInnen. Dass mein Ansinnen eher auf Ablehnung als auf Akzeptanz stoßen würde, konnte ich erst nach einiger Zeit verstehen und nachvollziehen. Die Offenlegung meines Forschungsvorhabens rief immer wieder dieselben Reaktionen hervor. Ich konnte für mich drei verschiedene Arten erkennen.

Manche junge Arbeitsuchende zeigten höfliches Interesse, indem sie aufmerksam zuhörten und Fragen stellten. Häufig wollte sie wissen, ob ich sie auch interviewen würde. Diese Vorstellung schien ihnen zu gefallen.

Eine andere Gruppe von jungen Arbeitsuchenden witterte sogleich eine Chance, dass meine Arbeit für sie von Nutzen sein könnte und drückten das dann so wie der arbeitslose Theo aus: „Da können’s gleich amal über die Missstände hier schreiben, das leiten’s dann weiter. Wir ham a ganze Liste voll mit Sachen, die uns hier net passen. Vielleicht können’s ja was ändern!“ Die Enttäuschung war groß, als ich ihnen erklärte, dass es nicht meine Aufgabe und mein Ziel innerhalb der wissenschaftlichen Arbeit sei, Kritik an der Institution zu üben und Verbesserungsvorschläge einzubringen. Ihre ursprüngliche Begeisterung verpuffte mit einem Schlag. Erst als ich ihnen mitteilte, dass wir gerne über ihre Anliegen diskutieren könnten und ich diese mit der Projektleitung besprechen würde, nickten sie beifällig. Das galt aber nicht meiner Arbeit, sondern meiner möglichen Vertretung ihrer Interessen. Es wurde mir schon sehr früh im Forschungsprozess klar, wie sorgsam ich mit meinen beiden Rollen in Bezug auf die jungen Arbeitsuchenden und sorgfältig ich in Hinblick auf meine Arbeit umgehen musste. Die Reaktion der dritten Gruppe zeigte, dass sie völlig desinteressiert an meiner geplanten Arbeit waren. So interpretierte ich deren Meinung, da sie während meiner Ausführungen Zeitung lasen, Rätsel lösten oder mit dem Handy spielten. Zusammenfassend kam ich zu der Erkenntnis, dass einem Großteil der TeilnehmerInnen mein Forschungsvorhaben völlig egal war.

Zunächst fühlte ich Enttäuschung, die aber einem Gefühl der Erleichterung wich. Ich blieb für die KursteilnehmerInnen die Trainerin, während ich ausprobieren musste, wie ich mit meiner selbst gewählten Doppelrolle zu Recht kommen würde. Die beschriebenen Reaktionen waren in jedem Kurs dieselben, sobald ich über meine beabsichtigte, wissenschaftliche Arbeit berichtete. Ich stieß weder auf Begeisterung, noch auf Ablehnung. Meine Beobachtung zeigte, dass das Wort Zurückhaltung im wahrsten Sinn des Wortes wahrscheinlich am besten die Verhaltensstrategie der jungen Arbeitssuchenden beschreibt. Sie standen am Anfang der Schulungsmaßnahme und warteten einmal ab, was auf sie zukommen würde. Ich betrachtete es als eine meiner wichtigsten Aufgaben, ihre Zurückhaltung nicht in Misstrauen abgleiten zu lassen. Denn ohne ein vernünftiges Maß an Vertrauen gab es für mich keine Chance mit der Methode der teilnehmenden Beobachtung fruchtbringende Forschung zu betreiben.

3.2 Die teilnehmende Beobachtung

An fünf Tagen in der Woche hatte ich täglich sechs Stunden die Möglichkeit, an den normalen Situationen des Handelns der jungen Arbeitslosen teilzunehmen. Insgesamt verbrachte ich von Juli 2009 bis März 2010 zwanzig Wochen auf dem Josephsberg.

Das größte Problem zu Beginn der teilnehmenden Beobachtung (vgl. Girtler 2001: 60f) stellte für mich die Erkenntnis dar, dass Vorannahmen vorhanden und nicht vollständig auszublenden waren. Ich ertappte mich dabei, wie ich KursteilnehmerInnen blitzschnell in Kategorien einteilte: Es gab die Engagierten, weil sie pünktlich und höflich waren und die Uninteressierten, weil sie zu spät kamen und sich nicht einmal entschuldigten. Ich hatte zwar im Vorfeld meiner Arbeit versucht herauszufinden, welche Stereotypen bezüglich junger Arbeitsloser durch meinen Kopf geisterten und mich kritisch damit auseinander gesetzt, hatte aber völlig übersehen, wie stark ausgeprägt meine Vorurteile bezüglich der Sprache der TeilnehmerInnen waren.

Das zeigte sich bereits am ersten Kurstag, schon in der allerersten Stunde; ich hatte schnell Annahmen über die drei KursteilnehmerInnen, Cornelia, Christian und Peter getroffen, welche darauf hindeuteten, wer den Kurs erfolgreich absolvieren und bald wieder eine Arbeit finden würde und wer nicht. Die Grundlage dafür entnahm ich aus deren Sprachverhalten. Ich hörte genau zu, wie sie miteinander redeten, in welchem Tonfall, in welcher Stimmlage. Sprachen sie grammatikalisch richtig? Verwendeten sie Dialektbegriffe oder drückten sie sich in der Schriftsprache aus? Während Cornelia und Christian einen höflich Umgang miteinander und mit mir pflegten und Interesse für den Unterricht zeigten, bediente sich Peter einer aggressiven und rauen Ausdrucksweise: „Was soll i da, des bringt ma nix!“ Der

Grundstock für meine schwankenden Gefühle zwischen Wohlwollen und Reserviertheit war gelegt und mir wurde bewusst, wie stark mich das Forschungsumfeld in meiner Beobachtungstätigkeit beeinflussen würde. Das war zwar keine neue Erkenntnis, aber notwendig, um mir die große Bedeutung, die die Reflexion in einem Forschungsprozess einnimmt, im wahrsten Sinn des Wortes vor Auge zu führen (Girtler 2001). Ist es doch auch die Reflexivität, welche als überaus wichtige Kompetenz der ForscherInnen gilt. Gerade die Fähigkeit, die eigenen Erfahrungen und Wahrnehmungen im Feld reflexiv zu verarbeiten, sich über die eigenen sozialen, kulturellen Voraussetzungen gewahr zu werden, unterscheidet Forschung vom Alltagshandeln (vgl. Lüders 2000: 395). In diesem von mir oben beschriebenen Fall, erkannte ich rasch die Falle, würde ich die Zuordnung von bestimmten Formen der Höflichkeit und von gewissen sprachlichen Ausdrucksweisen nicht dort lassen, wo sie ihren Ursprung haben, nämlich in meiner Sozialisierung. Von da an gelang es mir immer besser vorschnelle Zuschreibungen, vor allem, wenn es um die Sprache der jungen Arbeitssuchenden und die verwendeten Ausdrücke ging, zu vermeiden. Der Reflexionsprozess war gestartet und ich hielt ihn am Laufen. Eine Notwendigkeit auf die C. Geertz verweist: „Ich meine mit Max Weber, daß der Mensch ein Wesen ist, das in selbstgesponnene Bedeutungsgewebe verstrickt ist [...]“ (Geertz 1987: 9). Ich schärfte meinen soziologischen Blick, indem ich täglich über mein Vorgehen im Forschungsfeld sowohl mündlich als auch schriftlich reflektierte.

Das Schulungszentrum am Josefsberg bot eine reichhaltige Fülle an Beobachtungsmöglichkeiten. Ich häufte in den ersten Tagen ohne jegliches strukturiertes Vorgehen sehr viel Beobachtungsmaterial an. Allerdings versuchte ich von Beginn an eine Unterscheidung zu treffen zwischen dem, was M. Lueger als *soziales Setting* und *physisches Setting* beschreibt (vgl. Lueger 2000: 123f). Letzteres eignete sich hervorragend dazu, sich in einer ersten deskriptiven Phase dem Forschungsfeld zu nähern. Zuerst betrachtete ich sehr genau das Schulungsgebäude, den Seminarraum mit den Einrichtungsgegenständen, die Pausenräume, Fotos, Bilder an den Wänden und versuchte gleichzeitig Geräusche und Gerüche aufzunehmen. Dabei machte ich höchst interessante Beobachtungen; es war sehr spannend, die Wandmalereien im Stiegenhaus vom unterem bis zum obersten Stockwerk zu betrachten. Den Beginn machte ein Sandstrand, gefolgt von einer gemalten Ansichtskartenidylle, die das Bild von einem Urlaub in Griechenland evozierte. Quasi zur Abkühlung blickte man im dritten Stock auf einen Eisberg, der sowohl seine Spitze als auch seinen beträchtlich größeren Teil unter dem Wasser zeigte. Die nächste Wandmalerei zeigte

einen Blick auf die Erdkugel aus der Perspektive des Alls. Den Abschluss im letzten Stock machte der Mond, das war zumindest meine Interpretation.

In der ersten Phase der Beobachtung folgte ich dann dem Gebot 5 nach Girtler (vgl. 2004: 51), wonach sich ForscherInnen ein Bild machen sollten, von der Geographie der Plätze und Häuser, auf und in denen sich das Leben abspielt, welches man erforschen will. Ich schaute mir also die Umgebung näher an. Wo stand das Schulungsgebäude? Wie sah die Umgebung aus? Welche Art von Stadtgefüge fand ich vor? Wie war das Schulungszentrum zu erreichen? Bei meinen Erkundigungen erahnte ich erst langsam, wie wichtig und entscheidend das Umherstreifen in der Nachbarschaft für meine Forschungsarbeit sein würde.

Was ich retrospektiv feststellte war, dass die Hypothesengenerierung bereits mit der ersten Beobachtung einsetzte, auch wenn mir das damals so nicht bewusst gewesen war.

Auch wenn mir klar war, dass jede Beobachtungsnotiz schon eine bestimmte Form von Interpretation beinhaltet, so vermittelte mir die Artefaktbeschreibung zunächst dennoch ein Gefühl von „Objektivität“ und Vollständigkeit. Das war ein Trugschluss. Die daran anschließenden Beobachtungsnotizen über Personen und deren äußere Erscheinungsbilder, über Mimik, Gestik, und über die Beziehung der KursteilnehmerInnen und deren Rollenverteilung, stürzten mich in die für FeldforscherInnen bekannten Zweifel, ob man alles Wichtige gesehen, gehört und aufgeschrieben hätte.

Zu Beginn der teilnehmenden Beobachtung durchlief ich wieder einmal den Lernprozess, dass es nicht um die Frage ginge, wie viel ich vom Forschungsfeld erfassen würde im Sinne von Allumfassend. Viel wesentlicher war die Tatsache zu akzeptieren, dass all meine persönlichen Erlebnisse im Feld, meine Erfahrungen und Annahmen den Forschungsprozess formen und somit auch auf die Ergebnisse einwirken würden. Der Anspruch auf „Vollkommenheit“ würde nicht zu einer besseren Forschungsarbeit führen, daher beschloss ich der Aussage von W. Shaffir (1999) zu folgen, dass es das Beste sei *„just to hang around“*. Das ist seine Empfehlung für ForscherInnen, die mit der Methode der teilnehmende Beobachtung ein Abbild des Alltagslebens von Individuen darstellen wollen; wie sie ihren Alltag erfahren, erleben und wie sie handeln. Durch diese Art der „Teilnahme“ lässt sich erforschen, wie Menschen ihre Situation definieren, das heißt wie sie die Wahrnehmung und Interpretation der Wirklichkeit vollziehen (vgl. Shaffir 1999: 677).

Auch Girtler (2001) empfiehlt diese Vorgangsweise: „Durch solch eine Teilnahme und durch das Erfahren der normalen Situation der Handelnden bekomme ich eine enge Beziehung zu der betreffenden Alltagswelt und deren Wirklichkeit. Ich lerne also nun, diesen Lebensbereich

schrittweise genauer zu verstehen. Ich denke, dass dies bei allen Formen der teilnehmenden Beobachtung bei einiger Cleverneß des Forschers möglich sein muß und auch sein wird. Denn erst so lernt man die Perspektiven der Gruppe zu übernehmen“ (Girtler 2001: 117).

Ich habe die Spielleidenschaft der KursteilnehmerInnen zum Anlass genommen, sich mit ihren Konfliktverhalten auseinanderzusetzen. Mein Vorschlag „Mensch ärgere dich nicht zu spielen“ wurde freudig aufgenommen. Ich brachte am nächsten Tag ein Spiel mit, ein Kursteilnehmer ein zweites. An jenem Vormittag hatten sich sieben TeilnehmerInnen eingefunden, einer oder eine zu wenig, um auf zwei Spielplatten spielen zu können. Deshalb fragten sie mich, ob ich auch bei einem Spiel mitmachen würde. Meine Zusage freute sie offensichtlich und ich hatte die Chance, soviel über die jungen Arbeitsuchenden zu erfahren wie ich es in einem Gespräch nie möglich gewesen wäre. Die lockere Atmosphäre des Spielens, der Wettstreit um den Sieg ermunterten die auch sonst eher Zurückhaltenden und Vorsichtigen über sich und ihre Familien zu erzählen. Das animierte wieder mich, ebenso ein wenig Privates über mich und meine Kinder zu erzählen. Der Bann schien gebrochen zu sein, unsere Beziehung zueinander war nun vom „[...] Grundsatz der Gleichheit getragen[...]“ (Girtler 2001:119). Der Umstand, dass ich mit ihnen spielte, lachte, mich ärgerte, und über mich redete, brachte uns näher. Nähe schafft Vertrauen. Ich wurde Ohrenzeuge von vielen traurigen Familiengeschichten, von tragischen Begebenheiten wie Geschwistertod und von Verschwinden von Familienangehörigen bis zu Berichten über kriminelle Handlungen. All diese Erzählungen beschloss ich, nicht explizit in meine Forschungsarbeit einfließen zu lassen. Was implizit zurückblieb, konnte ich ohnehin nicht löschen.

Nach der offenen Phase der teilnehmenden Beobachtung begann ich zu überlegen, worauf ich in Zukunft den Fokus meiner Beobachtungen legen wollte. Das Konzept von Spradley erschien mir durchaus hilfreich zu sein, in welchem er den Weg von deskriptiver, über fokussierte bis zur selektiven Beobachtung empfiehlt (Flick 2007: 288, nach Spradley 1980: 34). Allerdings erfolgten diese Schritte in meinem Forschungsprozess niemals wirklich abgegrenzt, vielmehr verschwammen fokussierte und selektive Beobachtung, da die Neugierde der Forscherin eine eingeschränkte, selektive Wahrnehmung gar nicht zugelassen hätte.

Die Forderung von E. Goffman (1996), den ganzen Körper mit all seinen Sinnen auf das Feld einzustimmen, erfüllte aus meiner Sicht die gesamte Forschungszeit. Jederzeit ein Sensorium

für alle gestischen und visuellen Reaktionen der Beobachteten zu entwickeln, benötigte Disziplin.

Diese und eine gute Konstitution fordert auch das 10. Gebot von R. Girtler (Girtler 2004: 85). Beide sind notwendig, um gute Feldforschungen betreiben zu können.

3.3 Die Protokolle

Viel Geduld und Ausdauer waren erforderlich, um gute, brauchbare Protokolle zu schreiben. Ich sammelte meine Beobachtungsprotokolle und Notizen einigermaßen unorganisiert. Zwar besaß ich ein „Hauptnotizbuch“, welches ich aber nicht immer bei mir hatte. Zum Beispiel, wenn ich durch das Stiegenhaus, über die Gänge und durch die Pausenräume des Schulungszentrums streifte. Oft schnappte ich Gespräche auf, die ich kurz notieren wollte. Dann griff ich zu einem der zahlreiche Zetteln, die ich im Umfeld von Druckern und Kopiergeräten auf den Gängen fand. Auf der Rückseite dieser Papierblätter stieß ich oft auf interessante Texte, wie zu Beispiel auf ein Bewerbungsschreiben eines jungen Arbeitslosen: „Herr Niemand, wohnhaft in der Keinerstraße 0/0/0, sucht Arbeit. Ausbildung: Arbeitsloser. Antworten sind nicht erbeten.“

Solche Signale von Minderwertigkeitsgefühlen und Trostlosigkeit waren Ergänzungen zu den Aussagen, die ich von den TeilnehmerInnen in meinen Kursen gehört hatte. Da das Material bald ein Ausmaß erreicht hatte, an dem ich wusste, ich müsste meine Beobachtung, um nicht in der Fülle unterzugehen, einschränken, konzentrierte ich mich auf die jeweilige Gruppe von jungen Arbeitssuchenden, die ich gerade unterrichtet hatte.

Dieser Fokus erwies sich als richtig. Besonders hilfreich waren die Präsentationen auf Flipcharts, welche die jungen Arbeitssuchenden auf meine Empfehlung hin zur ihrer gegenwärtigen Situation machten. Nie hätte ich sonst die Erwartungen vom arbeitslosen Bauarbeiter Theo in schriftlicher Form zur Verfügung gehabt: „Ich erwarte mir eine Verbesserung und Stärkung des zu verkaufenden Körpers und progressive Weiterbildung des menschliche Selbstwertgefühls.“ Diese und andere Aussagen von jungen Arbeitssuchenden auf Flipcharts boten wertvolles Datenmaterial.

Die Strukturierung meiner Aufzeichnungen erfolgte über zeitliche Festlegungen, wie Datum und Uhrzeit und räumliche Zuordnungen. Ich ordnete meine Notizen danach, an welchem Ort ich meine Beobachtungen gemacht, und an welchem Platz ich mit jungen Arbeitssuchenden gesprochen hatte und wer sie waren. Diese Disziplin half mir den Überblick über einen Zeitraum von neun Monaten zu bewahren, innerhalb derer ich zwanzig Wochen meine Forschungsarbeit mit der Methode der teilnehmenden Beobachtung betrieben hatte.

Da Klarheit und Übersichtlichkeit für mich Grundbedingungen eines guten Arbeitens sind, hielt ich mich bei der Abfassung der Protokolle daran, was R. Girtler empfiehlt, nämlich: „Ich lasse dabei einen 2cm bis 3cm breiten linken Rand, auf dem ich die für mich wichtigen Aspekte festhalte. Damit bietet sich die Möglichkeit, bei der Fertigstellung der Arbeit – ohne lange suchen zu müssen – die relevanten Themen bei der Hand zu haben“ (Girtler 2001: 143). Mit der Aufbereitung der Daten befand ich mich mitten im Forschungsprozess. Das weitere Generieren von Hypothesen schritt voran und die Neugierde auf überraschende Beobachtungen und Gespräche, die Unvermutetes ans Tageslicht beförderten, trieben mich trotz aller Probleme, die das Forschungsfeld in sich barg, ständig voran.

3.4 Das „ero-epische Gespräch“

Bei meiner Forschung im Feld der jungen Arbeitssuchenden vom Josephsberg, nahm die Methode der teilnehmenden Beobachtung den größten Anteil ein. Ergänzungen fand sie durch zahlreiche Gespräche, die ich mit den jungen Menschen führte. Ich nutzte oft die Zeit vor Unterrichtsbeginn, um mit ihnen darüber zu sprechen, wie sie den vorherigen Abend verbracht oder welche Pläne sie für das Wochenende hätten.

Diese Berichte über ihre Freizeitgestaltung ergaben das Bild einer bunten Palette von Aktivitäten, die sich aus meiner Sicht von denen der jungen Erwerbstätigen nicht unterschied. An Freitagen gaben sie ihrer Freude Ausdruck über das kommende Wochenende, an welchem Ausgehen und Ausschlafen ganz oben auf der Prioritätenliste zu finden waren. Dem gegenüber standen die Pflichten, wie Einkaufen und Aufräumen, welche Tätigkeiten sie während der Woche absolvierten. Tobias erzählte mir, dass er früher gerne auch für Freunde gekocht hätte, aber jetzt als arbeitsloser Koch hätte er keine Lust mehr und nun koche nur noch seine Freundin. Der junge arbeitslose Emre erzählte oft über seinen Hund und seine zwei Katzen, die er zu versorgen hätte. Von den Pausengesprächen oder Gesprächen, die ich mit jungen Leuten vor oder auf dem Weg zur U-Bahn geführt hatte, notierte ich mir danach möglichst vieles auf Zetteln. Oft war ich mit meiner Niederschrift sehr unzufrieden, weil ich wusste, dass ich bereits beim Zuhören eine Selektion getroffen hatte, von dem, was in Erinnerung bleiben würde. Diese Tatsache konnte ich nicht leugnen und war auch nicht zu ändern. Ich konzentrierte oft mein Interesse darauf, warum mir der eine oder die andere junge Arbeitssuchende gerade eine bestimmte Begebenheit aus ihrem Leben erzählt hätten. Die folgende Erzählung vom jungen türkischen Fußballer Erogan ließ mich noch lange darüber nachdenken, welche Botschaft er mir wohl hatte vermitteln wollen.

Eines Tages hetzte Erogan nach Unterrichtsschluss an mir vorbei zur U-Bahn mit den Worten, dass er es sehr eilig hätte, er müsse seine Tochter vom Kindergarten abholen und sein Auto sei in der Werkstatt. Da in dem Moment die U-Bahn die Station verließ und er sie verpasst hatte, verlangsamte er seine Schritte und erzählte mir, dass seine vierjährige Tochter in einen zweisprachigen Kindergarten gehe und nun bald außer Türkisch, Deutsch und Englisch, auch Französisch sprechen würde. Ich schaute offensichtlich ziemlich erstaunt, worauf er erwiderte, dass es ein türkisches Sprichwort gäbe: „Eine Sprache, ein Mensch, viele Sprachen, viele Menschen!“ Man sei mehr wert, wenn man sich in mehreren Sprachen ausdrücken könne, außerdem sei seine Tochter nun die 3. MigrantInnengeneration und er werde alles dazu beitragen, dass sie einen Superjob bekomme. Die Grundlage dafür sei eine gute Ausbildung. Viele Gespräche dieser Art waren sehr willkommen und hilfreich, um einen Einblick in die Welt der jungen Arbeitsuchenden zu bekommen. Nun wollte ich aber auch mit ihnen Gespräche führen, die ich mit einem Aufnahmegerät aufzeichnen konnte.

Um dieses Unterfangen umsetzen zu können, empfahl sich für mich ganz eindeutig das „ero-epische Gespräch“ (Girtler 2001). Ich wollte zwar viel mehr von den jungen Leuten über ihre Welt erfahren, aber gleichzeitig wollte ich sie nicht ausfragen. Wie sehr die Aussage zutrifft „das ´ero-epische Gespräch` ist somit ein eher feinfühliges und nicht so leicht durchführbares Unternehmen, denn es gehören viel Gefühl und Geduld zu diesem“ (Girtler 2001:149), wurde mir bewusst, als ich mit der Planung dieser Gespräche begann.

Fragen von den jungen Arbeitsuchenden, wie „Geben sie das, was Sie aufnehmen an das AMS weiter?“, bestärkten mich darin, dass ich keine guten, offenen Gespräche mit ihnen würde führen können, solange sie hier im Schulungszentrum am Josephsberg waren. Das hierarchische Verhältnis zwischen mir und den KursteilnehmerInnen, also ein LehrerIn - SchülerInnen Verhältnis würde wohl auch nicht die Gesprächsqualität steigern und außerdem vehement dem Grundsatz der Gleichheit der TeilnehmerInnen an einem „ero-epischen Gespräch“ widersprechen (Girtler 2001).

Ich musste eine andere Strategie überlegen. Ich begann in den Kursen diejenigen jungen Arbeitsuchenden, die sich für meine Forschungsarbeit interessiert hatten, zu fragen, ob ich einmal mit ihnen ein Gespräch außerhalb der Schulungssituation, vielleicht in einem Kaffeehaus führen könne, welches ich dann aufnehmen würde. Es gab viele Einverständniserklärungen, aber keines der geplanten Gespräche konnte realisiert werden. Zu den vereinbarten Terminen waren sie entweder krank, oder sie mussten zu einem Bewerbungsgespräch oder in ein Amt gehen. Bald wurde mir klar, dass ich einfach darauf

warten musste, bis sie nicht mehr im Einflussbereich dieser Institution Josephsberg stehen würden.

So war es dann auch. Die Gespräche mit Cornelia, Anna, Uma fanden zu einem Zeitpunkt statt, als jede der Drei entweder wieder eine Anstellung angenommen hatten oder nicht mehr das Schulungszentrum aufsuchen mussten, weil die vom AMS vorgeschriebene Ausbildungszeit abgelaufen war. Mit allen drei jungen Frauen stand ich vor dem „erö-epischen Gesprächen“ in Verbindung. Wir hatten, als sie noch am Josephsberg waren, die Telefonnummern und Emailadressen ausgetauscht. Als ich mit ihnen Kontakt aufnahm, zeigten sich alle drei sehr erfreut und ich traf infolge jede einzelne zum vereinbarten Termin am geplanten Ort, ohne dass sich irgendwelche Hindernisse oder Verzögerungen ergeben hätten.

Das Warten und meine Geduld hatten sich ausgezahlt, alle drei Gespräche verliefen in einer sehr angenehmen Atmosphäre, sodass jede von ihnen den Wunsch äußerte, weiterhin mit mir in Kontakt zu bleiben. Das ist auch der Fall und ich werte dies als ein sehr schönes Ergebnis meiner Forschungsarbeit am Josephsberg.

Auch wenn die Vertrauensbasis mit Cornelia, Ann und Uma zum Zeitpunktes des Gespräches absolut gegeben war, so musste ich ihnen ganz eindeutig versprechen, dass ihre Namen und persönlichen Hintergründe anonymisiert beziehungsweise von mir verfälscht werden würden. Die Angst, dass es für sie irgendwelche Nachteile geben könnte, war noch immer groß. Ich deutete dies als Zeichen dafür, dass der Status der Arbeitslosigkeit auch in Hinblick der Abhängigkeit von Institutionen noch lange nachwirkte.

Wie war nun der Gesprächsverlauf? Der Übergang von der einleitenden Plauderphase zu dem Zeitpunkt, wo ich das Aufnahmegerät eingeschaltet hatte, bewirkte einen Bruch im Gespräch. Unabhängig von einander strafften sich die Körper der drei jungen Frauen, ihre Stimmlagen veränderten sich, und ihr Gesichtsausdruck ließ darauf schließen, dass nun volle Konzentration einsetzte. Es war wie ein Startschuss, der zum „offiziellen Teil“ überleitete. Die Natürlichkeit und Selbstverständlichkeit des voran gegangenen Gespräches war unterbrochen worden. Dazu trägt natürlich auch der Umstand bei, dass zu Beginn einer Gesprächsaufzeichnung einige Fragen geklärt werden müssen. Wie zum Beispiel, was passiert mit dem aufgezeichneten Gespräch? In wessen Besitz bleibt es? Wird es vernichtet, wie lange soll die Aufnahme dauern? (Vgl. Froschauer/ Lueger 2002: 68). Ich empfand es auch als wichtig, sie auf die Möglichkeit aufmerksam zu machen, jederzeit das Gespräch von sich aus beenden zu können. Gleichheit der GesprächsteilnehmerInnen war die oberste Maxime für ein gutes Gespräch und das 10. Gebot der Feldforschung: „Du sollst die Muße zum ´ero-

epischen` Gespräch aufbringen. Das heißt, die Menschen dürfen nicht als bloße Datenlieferanten gesehen werden. Mit ihnen ist so zu sprechen, dass sie sich geachtet fühlen. Man muss sich selbst als Mensch einbringen und darf sich nicht aufzwingen“ (Girtler 2004: 66).

Ich würde zwar mein Vorgehen nicht als Aufzwingen bezeichnen, dennoch war ich immer wieder mit meinem Verhalten während des Gesprächs im Nachhinein unzufrieden. Ich konnte schwer die Stille, die durch Gesprächspausen entstanden war, aushalten. Wenn ich die Aufzeichnung abhörte, musste ich leider feststellen, dass ich oft viel zu schnell mit einer Frage nachgesetzt hatte. Dadurch riss ich meine Gesprächspartnerin aus ihrem Gedankenfluss und vieles ging, wie mir schien, verloren.

Ebenso verloren gegangen für meine Forschungsarbeit sind leider die männlichen jungen Arbeitslosen. Ich hatte mit den jungen, arbeitssuchenden Männern Tobias, Erogan, Thomas und Isaak vereinbart, sobald sie den Josefsberg verlassen hätten, mit ihnen bezüglich eines Treffens in Kontakt treten zu wollen. Leider scheiterte dieses Vorhaben, da entweder die von ihnen angegebenen Emailadressen nicht mehr existent waren oder sie nur mehr über *Face Book* oder *Twitter* erreichbar waren. An diesen Foren wollte ich aber nicht teilnehmen.

Ich hatte natürlich auch das Ziel mit Personen am Josefsberg zu sprechen, die auf Grund ihrer Funktion mit den jungen Arbeitssuchenden in Kontakt standen. Da war zunächst einmal der Projektleiter. Er zeigte sich anfangs sehr begeistert und „geehrt“, wie er mir anvertraute, dass ich mit ihm ein Gespräch über das damals neue Schulungsprojekt für junge Arbeitssuchende sprechen wollte. Allerdings wendete sich bald die Begeisterung und Kooperation, weil das Projekt nicht gut lief und er Angst hatte, seinen Job zu verlieren. Er verschob in Folge viele Gesprächstermine mit mir mit dem Verweis auf sehr hohe Arbeitsbelastung, die ihm „keine freie Minute gönne“. An einem Montagmorgen wurde von der Geschäftsleitung verkündet, dass der Projektleiter von einem Tag auf den anderen gekündigt hätte. Er tauchte nie wieder im Schulungszentrum Josefsberg auf. In diesem Zusammenhang war für mich die Tatsache überaus interessant, dass sein Verhalten exakt dem entsprach, welches er in Gesprächen mit mir oft an den jungen Arbeitssuchenden kritisiert hatte, nämlich, dass „die von heute auf morgen wie vom Erdboden verschluckt sind“.

Aus dem Kreis meiner KollegInnen, der weibliche Anteil stellt mehr als zwei Drittel dar, plante ich Gespräche mit je einer Person aus den verschiedenen Abteilungen beziehungsweise Bereichen; das waren die TrainerInnen, die SozialpädagogInnen und die BetriebskontakterInnen. Die Gruppe der TrainerInnen ließ ich ziemlich rasch fallen, da mir bewusst wurde, dass ich meine Voreingenommenheit und meine Vorurteile, über welche

Fähigkeiten gute TrainerInnen in diesem Umfeld verfügen müssten, nicht hätte ausblenden können. Ich merkte sehr deutlich, dass ich mich nicht unbefangen mit meinen KollegInnen über eine Tätigkeit hätte austauschen können, die ich selber tagtäglich ausübte. Der soziologische Blick wurde dadurch nicht nur erschwert, er erschien mir unmöglich.

Daher konzentrierte ich mich auf die beiden anderen Gruppen, und fand in der Sozialpädagogin Helga und der Betriebskontakterin Maria GesprächspartnerInnen, die aus einer anderen Perspektive als es meine war, über ihre Eindrücke von den jungen Arbeitsuchenden vom Josephsberg erzählten. Das Gespräch mit Helga fand kurz vor ihren freiwilligen Ausscheiden aus dem Schulungszentrum Josephsberg statt. Das deutete ich als Begründung für ihre Offenheit, in der sie die Frage nach ihrem Resümee ihrer Arbeit als Betriebskontakterin beantwortete: „Also, woran ich gescheitert bin, also, was mir nicht gut gelungen ist aus meiner Sicht, ist dieses wirkliche Betriebskontakten. Ja, und dieses wirkliche Vermitteln. Also, ich glaub’, wenn ich jetzt darüber nachdenke, dann habe ich eine Person konkret, wo ich sagen kann, da habe ich den Kontakt geknüpft. Und der hat sich dann auch dort beworben und ich glaube, dass er dann auch dort genommen wurde. Das war bei einer Versicherung, da gibt es so einen dreistufigen Prozess mit Assessmentcenter und Dingsbums, und der wird das schon gemacht haben.“ Ich bin ziemlich sicher, dass Maria nicht so negativ über ihre Arbeitserfolge gesprochen hätte, hätte sie zu diesem Zeitpunkt nicht schon die Kündigung ausgesprochen gehabt.

Helgas Situation war eine andere. Sie hatte erst vor einigen Wochen diesen Job angenommen, es war ihr erster nach dem Studiumabschluss. So kritisch sie sich über die jungen Arbeitsuchenden äußerte, so vorsichtig und positiv waren ihre Kommentare über die Institution Josephsberg und Anmerkungen über TrainerInnen: „Die neue Kollegin ist die gelebte Wertschätzung, die hatte so eine tolle Ausbildung und so eine Kollegin zu haben, ist wirklich inspirierend.“

Diese zwei Beispiele von Gesprächssituationen zeigen, welche Bedeutung dem Kontext zukommt, in welchem sich die GesprächspartnerInnen gerade befinden. Meine Funktion und Arbeitsbeziehung zu den beiden beeinflusste genauso den Gesprächsverlauf wie ihre damalige Position. Das war zwar keine neue Erkenntnis für mich, führte aber dennoch hin und wieder zu Zweifeln, ob ich mit dem erhobenen Material zu guten Ergebnissen gelangen könnte. Das immerwährende Dilemma der Feldarbeit, dass man im Feld nie alles sehen, wahrnehmen, aufnehmen kann und auch aufgezeichnete Gespräche einer großen Selektivität unterliegen, lernte ich zu akzeptieren.

Trost fand ich in den Worten von C. Geertz, der die Aufgabe einer dichten Beschreibung, nämlich der Beschreibung, was ein soziales Phänomen bedeutet, sinngemäß so erklärt, dass es nicht unsere Aufgabe sei, unsere tiefsten Fragen zu beantworten, sondern uns vielmehr mit anderen Antworten anderer Menschen vertraut zu machen (vgl. Geertz 1987: 43).

Ich hoffe, dass mir dieses Vorhaben mit der Methode der teilnehmenden Beobachtung und des „ero-epischen Gesprächs“ gelungen ist.

4 Arbeit als Form der Vergesellschaftung

„Arbeit ist des Bürgers Zierde“, heißt es in Friedrich Schillers Glocke. Aber was bedeutet Arbeit heute? Welche gesellschaftliche Funktion Arbeit- im Sinne bezahlter Erwerbsarbeit hat und wie wichtig sie für das Individuum ist, wird häufig erst dann klar, wenn sie fehlt. Die basale Bedeutung von Arbeit beschreibt Hannah Arendt (2010:16) in ihrem Buch *Vita activa*: „Die Tätigkeit der Arbeit entspricht dem biologischen Prozeß des menschlichen Körpers, der in seinem spontanen Wachstum, Stoffwechsel und Verfall sich von Naturdingen nährt, welche die Arbeit erzeugt und zubereitet, um sie als die Lebensnotwendigkeiten dem lebenden Organismus zuzuführen. Die Grundbedingung, unter der die Tätigkeit des Arbeitens steht, ist das Leben selbst.“ Durch die Arbeit verdienen also Menschen ihr Leben. Da nun aber das Leben nichts anderes heißt, als *inter homines esse*, also das Sein, das Weilen unter Menschen (vgl. Arendt 2010: 17)), wird der zentrale Stellenwert der Arbeit für das gesellschaftliche Zusammenleben deutlich, erfolgt sie doch zumeist durch Interaktionen mit anderen.

Geht man allerdings in der Geschichte zu den alten Griechen zurück, bietet sich ein anderes Verständnis für den Begriff Arbeit. Aristoteles betrachtet die Lohnarbeit als Wurzel vieler Übel, die sich einerseits in schlechter körperliche Verfassung äußern und andererseits dazu führen, dass keine Zeit für Muße bleibt und das Denken auf ein niedriges Niveau lenkt. Arbeit war die Aufgabe von Sklaven; diese waren im Gegensatz zu den freien Bürgern damit beauftragt, die notwendigen und mühseligen Arbeiten zu verrichten (vgl. Meier 2000: 67). Man kann daher in der Antike nicht von Arbeit als Element der Vergesellschaftung sprechen. Im Gegenteil, die Arbeit trennte jene, die sie verrichten mussten, von denen, die frei waren und in Muße leben konnten. Arbeit war gleichbedeutend mit Unfreiheit.

Arbeit als Vergesellschaftungsmoment (Bonß 2006) ist kein Phänomen der gegenwärtigen Gesellschaft, sondern bereits seit dem späten 18. Jahrhundert wurde Arbeit als wichtiges Definitionsmerkmal der Menschen betrachtet. Damals entwickelte sich aus dem Prozess der Industrialisierung bezahlte Erwerbsarbeit und als Folge daraus war ein Großteil der Gesellschaft auf die materielle Reproduktion angewiesen (vgl. Füllsack 2009: 49f). Adam Smith, Karl Marx und Herbert Spencer sahen in der gesellschaftlichen Ordnung von Arbeit eine Parallelität zur Bildung von sozialen Strukturen (vgl. Bonß 2006: 54).

Im selben Maße wie im 20. Jahrhundert die Bedeutung von Vergesellschaftung über Erwerbsarbeit ansteigt, steigen gleichzeitig Menschen ohne Erwerbsarbeit in der gesellschaftlichen Anerkennung ab. Arbeitslose haben zu vielen Bereichen des Lebens keinen Zugang mehr: „Sie können nur begrenzt konsumieren, sind von sozialer Unterstützung abhängig, und je länger ihre Arbeitslosigkeit dauert, desto mehr sinken ihre gesellschaftlichen Handlungsmöglichkeiten und desto größer wird zugleich die Wahrscheinlichkeit, als ‚arbeitsscheu‘ oder als ‚unfähig‘ stigmatisiert zu werden“ (Bonß 2006:57).

Arbeit erscheint nun als eine Art Bewährungsfeld, welches über den Selbstwert der Individuen entscheidet. Dieser bestimmt sich über Erfolg und Leistung, die sowohl durch die Erwartungshaltung der Eltern und des Freundeskreise als auch durch die Erwartungen an sich selbst konstruiert werden. Leistungsnachweise und eine auf Erfolg ausgerichtete Sozialisation, die sich in der Erziehung zu Fleiß, Disziplin und Verlässlichkeit manifestiert, bilden die Grundlage für die Arbeitswelt: „Der Beruf, der erlernte und der ausgeübte, wird zu einem wesentlichen Teil der Identität“ (Meier 2000:75).

Das erstaunt auch nicht, da die Gesellschaft die Hauptaufgabe jedes Berufes darin sieht, ein angemessenes Einkommen zu erlangen, ohne welches es nicht möglich ist, an der Konsumgesellschaft teilzuhaben. Arbeiten und Konsumieren gehören demselben Prozess an. Daraus folgt, dass die moderne Gesellschaft nicht nur eine Konsum- sondern auch eine Arbeitsgesellschaft ist (vgl. Arendt 2010: 150). Welche Bedeutung das für arbeitssuchende Jugendliche hat, welche Folgen sich daraus ergeben, weil sie ohne Erwerbsarbeit nicht mehr im gewohnten Maß an der Konsumgesellschaft teilhaben können, schildern die nächste zwei Kapitel über junge Arbeitssuchende am Josephsberg.

4.1 Pecunia non olet

Sobald man in den Status der Arbeitslosigkeit eintritt, bekommen junge Arbeitssuchende genauso wie alle anderen Arbeitslose in Österreich auch Arbeitslosengeld. Die Anspruchsvoraussetzungen dafür kann man auf der Internetseite „Aktuelle Informationen zum Arbeitslosengeld, zur Sozialhilfe, zur Notstandshilfe“ abrufen (www.soziales-leben-oesterreich.at). Anspruch auf Arbeitslosengeld hat jeder, der einer Arbeitsvermittlung zur Verfügung steht, das heißt, man muss arbeitsfähig, arbeitswillig und arbeitslos sein und die gesetzliche Erlaubnis haben, eine Beschäftigung aufzunehmen.. Die Höhe bemisst sich nach dem täglichen Nettoeinkommen, woraus sich 55% als Grundbetrag für das Arbeitslosengeld ergeben. Auf einer Serviceseite des AMS verbunden mit dem Bundesrechenzentrum kann

man selber im Vorfeld Anspruchsberechnung auf Arbeitslosengeld durchführen! Gebe ich dort zum Beispiel ein Monatsbruttoeinkommen von Euro 1275.- ein, wird für mich ein Tagsatz von Euro 23, 69 berechnet, natürlich ohne Gewähr (<http://ams.brz.at/ams/alrech/main.htm>).

Wie arbeitssuchende Jugendliche mit der Tatsache umgehen, nicht mehr über selbst verdientes Geld zu verfügen, sondern in Abhängigkeit vom AMS zu stehen, nimmt unterschiedliche Formen an. Ist diese „Gabe“ für die einen demütigend, wird sie von anderen jungen Arbeitssuchenden als selbstverständlich erachtet.

G. Simmel sieht im Handeln des Gebens eine der stärksten soziologischen Funktionen: *„Ohne daß in der Gesellschaft dauernd gegeben oder genommen wird- auch außerhalb des Tausches- würde überhaupt keine Gesellschaft zustande kommen“* und er beschreibt die Rolle des Individuums in seinem Werk *„Formen der Vergesellschaftung“*: *„Die Art, wie er annimmt, dankbar oder undankbar, so, daß er schon erwartet hat oder daß er überrascht wird, so, daß er von der Gabe befriedigt ist oder unbefriedigt bleibt, so, daß er sich durch die Gabe erhoben oder gedemütigt fühlt [...]“* (Simmel 1992: 663).

Die folgenden Beispiele von zwei jungen Arbeitslosen spiegeln in ihrem Handeln die komplexe soziologische Funktion des Gebens und Nehmens wider.

4.1.1 „Eine nette Gabe“

Die junge arbeitslose Studentin Anna kommt selten in den Kurs über Konfliktmanagement, den ich am Schulungszentrum Josephsberg für junge Arbeitssuchende führe. Das Wintersemester auf der BOKU in Wien hat begonnen und sie möchte unbedingt einen fixen Platz in den von ihr ausgewählten Seminaren im Masterstudium bekommen und das bedeutet Anwesenheitspflicht in den ersten Stunden der Lehrveranstaltungen. Sie ist jung und hübsch, verfügt über sehr gute Manieren, diese und ihre gewählte Ausdrucksweise lassen auf ein gutes Elternhaus schließen. Wann immer sie in diesem Weiterbildungsinstitut für junge Arbeitslose am Seminar über Konfliktmanagement teilnimmt, engagiert sie sich bei allen Gruppenarbeiten mit viel Einsatz und großer Freude. Sie redet und lacht viel und verströmt eine Form von Energie, auf die ich in diesem Umfeld der jungen Arbeitslosen noch nicht gestoßen bin. Präsentationen über Themen zur Konfliktbewältigung führt sie professionell durch, es scheint ihr Spaß zu machen und ich spüre, dass die gestellten Aufgaben für sie keine Herausforderungen darstellen. Wenn in der Gruppe konfliktrträgliche Themen diskutiert werden, übernimmt sie gerne die Gesprächsführung und kann dennoch gut zuhören und auf

andere Meinungen eingehen. Anna erweckt nicht den Eindruck, als ob sie hier noch etwas lernen könnte, was sie nicht ohnehin schon beherrschen würde. Daher stellte sich für mich recht rasch die Frage, warum ist Anna in diesem Seminar für junge Arbeitsuchende - wie der euphemistische Begriff für Arbeitslose seit einiger Zeit lautet - wer hat sie hierher geschickt? Anna erzählt mir in einer Pause, dass sie eigentlich den vergangenen Sommer mit einer Freundin in Australien verbringen wollte und aus diesem Grund ihren Job, den sie schon zwei Jahre lang in einer Weinhandlung ausübte, gekündigt hätte. Anna gehört also zu den 62 Prozent der Studierenden, die einer Erwerbstätigkeit nachgehen (DerStandard, 04.02.2010).

Sie erzählt weiter: „Ich hab’ halt wegen der Reise gekündigt, weil ich hätt` mir grad zwei Woche Urlaub nehmen können, und ich hab mir gedacht, jetzt bin ich jung, man hat nur einmal drei Monate Ferien und man studiert nur einmal im Leben. Und jetzt könnt ich’s mir grad leisten, weil ich gearbeitet hab, warum nicht. Und dann hat meine Begleitung abgesagt, weil sie gemeint hat, sie traut sich das doch nicht zu. Und dann wollt ich schon alleine reisen und dann hat mir das meine Mutter ausgedreht.“ Im Sommer wurde sie im Freundeskreis darauf aufmerksam gemacht, dass sie Anrecht auf Arbeitslosengeld hätte, was sie aber zunächst nicht glauben konnte. Da aber auch Freunde ihrer Eltern diese Meinung vertraten, ist sie dann doch zum Arbeitsmarktservice (AMS) gegangen: „Und dann hab’ ich gefragt, ob ich einen Anspruch habe, und sie haben gemeint, ja, ich habe Anspruch.“ Da Anna noch unter fünfundzwanzig Jahre alt ist, muss sie innerhalb des letzten Jahres nur sechs Monate gearbeitet haben, um persönlich einen Antrag beim Arbeitsmarktservice auf Arbeitslosengeld stellen zu können. Da sie alle Bedingungen für den Anspruch auf Arbeitslosengeld erfüllt hat, stellte sie einen Antrag und seither bezieht sie das Geld. Den genauen Auszahlungsbetrag kann oder will sie nicht nennen; sie antwortet auf meine Frage danach, dass sie ihn nicht wisse. Er sei auf alle Fälle nicht sehr hoch, da sie ja nur zwanzig Stunden in der Woche gearbeitet hätte. Sie gibt mir implizit zu verstehen, dass sie darüber nicht reden möchte. Dann erzählt sie, dass sie auf diesen Konfliktmanagementkurs hier im Schulungszentrum Josefsberg durch Zufall gekommen sei, weil eigentlich wollte sie einen Englischsprachkurs machen, aber der wurde dann nicht angeboten: „So und jetzt bin ich in diesem Kurs, der mich eigentlich nicht sehr interessiert.“ Mit leicht unsicherem Lächeln fährt sie fort, dass sie sich schon freue Arbeitslosengeld zu bekommen; dass ihr davon pro Tag sechs Euro abgezogen werden, weil sie nicht regelmäßig das Konfliktseminar besucht, störe sie aber nicht. Es gibt zusätzliches Geld für Arbeitslose, die einen Kurs besuchen (www.ams.at). Für Anna ist das Arbeitslosengeld „eine nette Gabe“, wie sie das Geld bezeichnet. Wie sie darüber spricht,

erweckt sie den Eindruck, dass sie, wie sie eingangs schon angedeutet hat, nicht das Gefühl hätte, ein Recht darauf zu haben. Obwohl ihr Anspruch darauf sich als richtig herausgestellt hat, scheint es ihr irgendwie unangenehm zu sein, dieses Geld anzunehmen; sie verwendet die „nette Gabe“ und alles was darin inkludiert ist hauptsächlich für ihre Weiterbildung, wie sie mir dann später erzählt. Anna vertritt nicht die Meinung, wie viele andere Arbeitssuchende, dass sie ein Anrecht auf das Arbeitslosengeld hätte, sondern bezeichnet das Geld als „nette Gabe“. Ihre weitere Biographie als junge Arbeitslose zeigt auch, dass sie dieses Geld ganz im archaischen Sinn des Austausches, im Sinne des Nehmens und Zurückgebens sieht (vgl. Mauss 1990: 161f). Anna scheint für sich eine Entscheidung getroffen zu haben, wie sie mit der „netten Gabe“ vom AMS umgehen möchte, wie sie diese, wie sie sagt „nützen möchte“. Sie besucht viele Seminare, lernt Sprachen, investiert auch neben dem Studium noch viel Zeit, um sich über die vom AMS angebotene Kurse weiterzubilden. Sie bekommt etwas, aber sie gibt es vielfach dem Staat durch ihren persönlichen und immer höher werdenden Bildungsstand und ihrer beständigen Bereitschaft des Weiterlernens zurück. Sie spricht oft mit mir über ihre Ambitionen zur kontinuierlichen Weiterbildung. Zum Thema Geld äußert sie sich selten.

Einmal höre ich im Seminarraum wie der arbeitslose Bäcker Tobias zu Anna sagt, sie solle doch irgendeine Krankmeldung bringen, wenn sie auf die Uni müsse, damit sie die sechs Euro pro Tag nicht verliere. Aber Anna meint dann, das sei ihr nicht so wichtig. Sechs Euro zum Thema zu machen, ist ihr offensichtlich peinlich. „Zur noblen Distanz gegenüber allen irdisch-alltäglichen Dingen gehört insbesondere die Distanz zum Geld. Der feine Mensch geht traditionell jeder direkten Berührung mit dem Geld so gut es geht aus dem Wege. Der feine Mensch hat Geld, aber die Abhängigkeit wird nicht gezeigt, sondern sorgsam hinter Distanzierungsritualen verborgen“ (Girtler 2002: 202). Anna ist ein Einzelkind, dessen Eltern sich scheiden ließen, als sie drei Jahre alt war. Zu beiden Elternteilen hat sie eine sehr gute Beziehung, beide verwöhnen sie, und vor allem auch die Großeltern, und alle „stecken mir immer wieder Geld zu“, wie sie mir einmal in einer Seminarpause erzählt. Sie spricht völlig offen und unbekümmert über ihre Familiensituation, während sie Marlboro Zigaretten raucht. Mir fällt auf, dass keine jungen Arbeitssuchenden am Josephsberg diese teuren Zigaretten rauchen. Dem Kurs kehrt sie bald den Rücken zu, um mehr Zeit zum Studieren zu haben. Ich verliere sie aus den Augen.

Ein paar Wochen später schreibe ich ihr Weihnachtsgrüße, auf die sie sehr erfreut antwortet und wir beschließen, uns in einem Kaffeehaus zu treffen. Als sie noch am Josefsberg in meinem Kurs für junge Arbeitsuchende war, habe ich ihr erzählt, dass ich Soziologie studiere, was sie „extrem cool“ fand; schon damals meinte sie, dass sie mich gerne bei meiner Forschungsarbeit unterstützen würde und sich auf ein Gespräch mit mir freue.

Wir treffen uns in einem Kaffeehaus im 1. Bezirk in Wien; Anna ist noch immer arbeitslos und meint, dass sie jetzt bald automatisch vom Arbeitslosenstatus zur Notstandshilfe rutschen würde. Ich frage sie, ob sie sich in der Zwischenzeit schon für Jobs beworben hätte und sie meint darauf: „Nein, ich habe bis jetzt überhaupt kein Jobangebot bekommen. Also entweder hat mein Betreuer im Arbeitsmarktservice mich zu gerne und denkt sich ´okay, das ist die Studentin, die verschone ich`. Aber eigentlich ist es eh komisch, ich habe noch kein einziges Jobangebot bekommen. Normal machen sie das immer, weil sie ja wollen, jemanden so schnell wie möglich loswerden. Ich habe jetzt immer Kurse gemacht, ich habe das total ausgenutzt: ich habe einen Französischkurs gemacht. Ich habe mir gedacht, ich würde gerne französisch lernen und habe mir dann halt auf der Internetseite angeschaut, was es für Kurse gibt. Habe mir dann einen Kostenvoranschlag geholt von der Sprachschule, bin dann mit dem Kostenvoranschlag zum Betreuer beim AMS hin, und der hat dann wirklich den Französischkurs bezahlt. Ich war dann in der Sprachschule, die ich mir ausgesucht habe.“ Nun beginnt sie schallend zu lachen und kann gar nicht mehr aufhören zu lachen, sie versucht angestrengt wieder zu sprechen, aber es gelingt ihr nicht, da sie immer wieder anfangen muss zu lachen. Was sie so sehr erheitert, ist der Umstand, dass sonst niemand außer ihr für diesen Französischkurs angemeldet war und sie deshalb allein war und vierzig Stunden Privatunterricht bekommen hatte. Dazu kamen auch noch ein paar Stunden Englischunterricht, in welchem sie eine Seminararbeit für die Universität schreiben konnte und der Englischlehrer von der Sprachschule die Korrekturen vornahm.

Ich deute Annas Interesse so, dass sie bereits in jungen Jahren dem Impetus des „Lebenslangen Lernens“ folgen möchte. Sie nützt die Situation der Arbeitslosigkeit, um ihre Sprachkenntnisse zu verbessern, wie sie meint, da sie unbedingt einmal einen Berufsweg einschlagen möchte, der mit Reisen verbunden sein sollte.

Die vorgeschriebenen Schul- und Ausbildungswege erweisen sich offensichtlich als nicht mehr ausreichend, um auf den Berufsweg ausreichend vorbereitet zu sein. Einmal erworbenes Wissen und Fähigkeiten bilden nur eine ungenügende Basis, um einen guten Job zu bekommen: „Mit dem Attribut ´lebenslang` verbinden sich dagegen durchaus ambivalente Assoziationen: Nicht von ungefähr erinnert es an die höchste Haftstrafe. In den

Aufforderungen, lebenslang zu lernen, steckt auch die Drohung, lebenslänglich lernen zu müssen“ (vgl. Tuschling 2004: 153).

Für Anna bedeutet das Lernen von Sprachen aber keine Bedrohung, sondern es ist mit dem Ziel verbunden, einen interessanten Beruf zu finden; sie denkt daran, einmal im diplomatischen Dienst arbeiten zu können. Außerdem glaubt sie auch, dass sie jetzt, solange sie jung sei auch besonders aufnahmefähig sei und deshalb möglichst viel lernen möchte. Für sie sind, wie sie immer wieder betont, Bildung und Ausbildung sehr wichtig, weil sie diese als „Grundfaden ihres Lebens“ sehe. Wohin das Leben sie führen wird, wüsste sie zwar noch nicht, aber Bildung nütze auf alle Fälle, meint Anna.

Bildung bildet und verändert Menschen, die Bedürfnisse und Erwartungen können sich durch Bildung in andere Richtungen entwickeln als ohne Bildung (vgl. Füllsack 2009: 76).

Ich bin beeindruckt von ihrer Energie und von ihrem Engagement, Kurse zu suchen und von ihrem konsequenten Vorgehen, diese auch bezahlt zu bekommen und teile ihr meine Bewunderung mit. Außerdem füge ich noch hinzu, dass das wirklich sehr luxuriös klinge, denn wer könnte sich schon sonst so viele Privatstunden leisten. Offensichtlich wirkt meine Bemerkung wie ein Vorwurf oder löst sonst irgendetwas Unangenehmes aus, denn plötzlich sieht Anna nicht mehr fröhlich in die Gegend, sondern schaut sehr ernst - man könnte sagen ihr Blick verfinstert sich - und schaut angestrengt den Rauchwolken ihrer Zigarette nach. Dann beginnt sie eine Tirade an Erklärungen loszuschicken, warum so ein Luxus, wie ich diese privaten Sprachstunden bezeichne, durchaus gerechtfertigt sei: „Weil die meisten Arbeitslosen nützen das ja nicht, die wenigsten würden freiwillig einen Sprachkurs machen, die sind an dem ja gar nicht interessiert. Und der AMS Betreuer freut sich auch noch, dass er viele Leute in Kurse geschickt hat. Und andererseits muss man auch wieder bedenken, dass die Arbeitslosen Geld bringen, weil sich viele Institute gar nicht über Wasser halten könnten, wenn sie nicht AMS Kunden hätten. Die haben ja alle Verträge abgeschlossen, damit sie es günstiger bekommen; also zum Beispiel diese Sprachschule.“ Anna bezieht in unserem Gespräch das erste Mal ganz klar Stellung dazu, dass die meisten jungen Arbeitslosen überhaupt nicht an Weiterbildung interessiert seien, im Gegensatz zu ihr, die sie die Zeit, wie sie selber sagt, „total nützt“. Einerseits tut sie das, um sich neue Fähigkeiten anzueignen, wie das Erlernen der französischen Sprache, und andererseits nimmt sie das Angebot der Sprachschule an, um eine notwendige Seminararbeit für die Universität zu erledigen. Sie betont in ihrer Rolle als Studentin ihre Freiwilligkeit und ihr Interesse an bezahlten Kursangeboten, während andere diese verschmähten. Dem netten Betreuer würde sie auch noch helfen, indem sie die Statistik der in Kurse verschickten Arbeitslosen verbessert.

Der Umstand, dass sie nicht nur Geld in Form von Arbeitslosengeld, sondern auch teure Privatkurse bezahlt bekommt, beschäftigt sie offenbar und sie fährt fort, sich dem Thema Geld und Geldfluss zu widmen: „Ja, das darf man auch nicht vergessen, weil im Prinzip ist es ja auch wieder lächerlich, wenn man jetzt generell alle Ausgaben, alle Staatsausgaben sich anschauen würde und jetzt einmal alle Geldflüsse wirklich analysieren würde, wo das Geld hin fließt, nämlich nicht, es bleibt ja nicht beim Arbeitslosen stehen, da ist ja ein Irrtum, ja. Wenn man denkt okay, der kriegt jetzt das Geld. Aber das stimmt ja nicht, der kriegt es und der gibt es ja wieder weiter an jemanden, da ist ja der Zyklus. Und das ist im Prinzip ja wieder lächerlich, wenn man das so anschaut, was da für andere Gelder verschwendet werden.“ „Diese Geldverschwendung“, wie sie sagt, ärgere sie, weil sie der Meinung sei, dass man sich viel Geld beim AMS sparen könnte, wenn man sich für die Arbeitssuchenden Zeit nehmen würde. Aber stattdessen werden sie in irgendwelche Programme und Kurse hineingesteckt, die nur Geld kosteten und den jeweiligen Personen nichts bringen würden, weder hätten sie Interesse dafür noch würden sie deshalb leichter einen Job finden.

Annas Aussage entspricht dem Inhalt eines Artikels im Nachrichtenmagazin „profil“ vor einigen Wochen, in welchem die Arbeitsmarktpolitik als falsch und teuer bezeichnet wird. „Die Verpflichtung für Arbeitslose in Kursen zu sitzen, die vom AMS als Wiedereingliederungsmaßnahme angepriesen werden, erweist sich für die meisten als Schikane, die als demütigend und sinnlos erlebt wird“ (profil 29.03.2010).

Anna plädiert auch dafür, den Arbeitssuchenden mehr Eigenverantwortung zu geben: „Also was eindeutig fehlt und wo man sich echt Geld sparen könnte, ist, dass man sich ganz am Anfang Zeit für die Leute nimmt und sie nicht zuplärrt mit Veranstaltungen, weil das bringt absolut überhaupt nichts, sondern selbst den Willen bei den Leuten weckt, dass quasi sie von sich aus sagen, okay, da hätt' ich Interesse hinzugehen.“ Anna evoziert hier ein Idealbild von Individuen, die sich als Ich AG oder als „Unternehmerisches Selbst“ sehen und einbringen sollen (Bröckling 2007). Denn sie meint, dass die AMS Betreuer mehr die Selbstmotivation der jungen Arbeitssuchenden steigern müssten und man sie nicht mit Zwang in Kurse stecken sollte, die sie nicht interessieren und die ihre Situation am Arbeitsmarkt nicht verbessern würden. Ob allerdings dieses Konzept, welches vorsieht, dass sich Menschen verstärkt als LebensunternehmerInnen sehen, welche die Eigenverantwortung über die Fremdverantwortung stellen, auf junge Arbeitssuchende generell anwendbar ist, darf bezweifelt werden.

Meine Erfahrung im Seminar Selbstvermarktung zeigt vielmehr, dass die jungen Arbeitssuchenden große Schwierigkeiten haben, sich als UnternehmerInnen ihrer selbst oder

als „Produkt“ zu sehen, welches sie auf Jobbörsen als ihr USP (Alleinstellungsmerkmal) vermarkten sollen. Die meisten wollen nichts anderes als ihre Ruhe haben, weil ihr Leben sie zwischen Schulden, Obdachlosigkeit, Drogenabhängigkeit in die Arbeitslosigkeit getrieben hat und vice versa. Anna gehört nicht zu dieser Gruppe von jungen Arbeitssuchenden, die sich oft nur wünschen keine Sorgen mehr zu haben oder so wie der zweiundzwanzig jährige Dragan, der „am liebsten den Löffel abgeben möchte, nur um endlich meine Ruhe haben zu können.“ Anna glaubt eher daran, dass Menschen große Fähigkeiten entwickeln können, ihr Leben nach eigenen Vorstellungen zu entwickeln. Sie glaubt an Selbstmotivation oder wie Bröckling (2007: 68) meint: „Selbstmanagement beruht in wesentlichen Teilen auf der Überzeugung, das Erreichen zu können, was man Erreichen will. Dem entspricht der mehr oder weniger radikale Konstruktivismus der darin implizit erhaltenen Psychologien: ‘Unser Leben ist das, wozu unser Denken es macht. Diesen Ausspruch von Mark Aurel sollten wir uns zu Herzen nehmen` [...]‘.“ Daraus folgt auch für ihn, dass Unternehmer seiner selbst zu werden und zu sein, nicht vom Erwerbstatus abhängt, sondern eine Lebenseinstellung betrifft, die auch Bereiche außerhalb vom Angestelltendasein umfasst. Für die derzeit arbeitslose Anna scheint das gut zuzutreffen, weil sie selber die Angebote des AMS durchforstet und dann für sich nützt; wie zum Beispiel die Möglichkeiten Fremdsprachen zu lernen. Sie hat für sich einen Lebensplan entwickelt, der beständige Weiterbildung inkludiert. Sie lebt nach dem Motto und beweist deren Umsetzung auch sehr eindrucksvoll: „Wo ein Wille, da ein Weg!“. Die Interpretationsmöglichkeiten für diese Lebensphilosophie werden allerdings unterschiedlich ausgelegt, wie mein Erlebnis mit Leo im Folgenden zeigt.

4.1.2 Das Geld liegt auf der Straße

Mit einer anderen Form von Selbstmanagement als es Anna vorschwebt, hat mich der arbeitslose Leo konfrontiert. Leo ist schon im Seminarraum, als ich eines Montagmorgens wieder einen neuen Kurs mit jungen Arbeitslosen beginne. Es ist Winter, im Raum ist es sehr heiß, die Luft ist stickig und es riecht nicht gut.

Zuvor habe ich in der Früh in der U-Bahn den Projektleiter für diese Maßnahme für junge Arbeitssuchende getroffen. Er klagt, dass dieses spezielle Projekt nicht sehr gut laufe, das heißt, dass das Arbeitsmarktservice zu wenige Leute in die Kurse schicke und diese daher schlecht besucht seien oder wie er sagt „schlecht gebucht“ seien. Ich stelle mich daher wieder einmal auf zwei Wochen Kommunikationstraining mit wenigen jungen Menschen ein; und tatsächlich sitzen nur drei Personen im Seminarraum, wobei die junge Türkin Özgül mir gleich zu Beginn mitteilt, dass sie überhaupt nicht wisse, was sie hier machen solle. Sie sei

seit letzter Woche verlobt, sie werde bald heiraten und mit ihrem zukünftigen Ehemann nach Istanbul zurückgehen, wo seine Eltern ein großes Taxiunternehmen hätten, welches ihr Mann bald übernehmen werde. Sie möchte zu Hause bleiben und viele Kinder haben und Job brauche sie keinen, sie möchte auch keinen annehmen. Sie möchte ab morgen nicht mehr diesen Kurs besuchen. Meinem Einwand, dass sie dadurch auch Geld verlieren würde, begegnet sie mit den Worten: „Ich brauche kein Geld!“ Diese Aussage wirkt sehr glaubwürdig, da ihr gesamtes Erscheinungsbild auch darauf schließen lässt, dass sie nicht vom Arbeitslosengeld abhängig sei. Sie trägt im Gegensatz zu den beiden anderen KursteilnehmerInnen eine der Witterung angepasste warme, rote Daunenjacke mit Pelzkragen, dazu einen dicken Schal. Ihre schwarze Jeans ist bestickt mit Ornamenten aus Goldfäden. Über ihren Rollkragenpullover trägt sie ein paar Glitzerketten, an ihren Handgelenken klimpern Armbänder. Özgül ist ein gutes Beispiel dafür wie Kleidung und Schmuck als Ausdruck des Geldes eingesetzt werden. Sie will sich ganz klar von den billigen Leuten mit den billigen Kleidern distanzieren. Was Th. Veblen als „stellvertretenden Konsum“ bezeichnet, lässt sich an Özgüls äußerem Erscheinungsbild gut erkennen, die durch ihre Kleidung und ihr goldenes Feuerzeug ganz klar demonstriert, über welche finanziellen Mittel ihr Umfeld verfügt. Ihre Aussage, dass ihr zukünftiger Ehemann das Taxiunternehmen seiner Eltern in Istanbul übernehmen werde und sie nicht die Absicht hätte, zu arbeiten, führt zu einer weiteren Theorie Veblens, nämlich die der „stellvertretenden Muße“ von Ehefrauen: „Die Muße der Frau ist in solchen Fällen natürlich nicht eine bloße Manifestation der Faulheit; sie versteckt sich vielmehr fast immer hinter der Maske irgendeiner Arbeit, entweder hinter Haushalts- oder gesellschaftlichen Pflichten, die bei genauerem Zusehen allerdings keinen oder kaum einen anderen Zweck verfolgen als den zu beweisen, dass es die Frau nicht nötig hat, sich mit irgendeiner gewinnbringenden oder nützlichen Arbeit zu beschäftigen“ (Veblen 2007: 90f).

Özgül ist ausschließlich nur an sich selbst interessiert, was ganz eindeutig zu beobachten ist. Sie hat ein sehr hübsches Gesicht. Obwohl ihr Make up eher zu einer Abendveranstaltung passen würde, schminkt sie sich während des Unterrichts beständig weiter, zieht mit einem dunkelroten Lippenstift ihre Lippen nach, pudert die Nase, verwendet Wimpertusche über ihre ohnehin sehr langen, schwarzen Wimpern oder betrachtet ihre Erscheinung mit einem prüfenden aber zufriedenen Gesichtsausdruck in ihrem Handspiegel. Gerne spielt sie mit ihren langen schwarzen Haaren, indem sie diese entweder mit einer Kopfbewegung oder durch zu Hilfenahme ihre Finger von einer zur anderen Seite und wieder zurückwirft. Wenn ich Übungsaufgaben an die KursteilnehmerInnen verteile, beteiligt sie sich nicht, sondern zieht es

vor mit einer gemurmelten Entschuldigung den Raum zu verlassen, wobei sie ihr glitzerndes pinkfarbenes Handy vom Tisch nimmt und zu telefonieren beginnt. Das Handymodell lässt ebenso darauf schließen, dass sie nicht am Hungertuch nagen muss. In der Mittagspause teilt sie mir höflich mit, dass sie Migräne hätte, nicht dass sie Kopfschmerzen hätte oder ihr schlecht sei, nein sie sagt, sie hätte Migräne und würde gerne nach Hause gehen. Natürlich bin ich damit einverstanden und lasse sie gehen. Als Özgül den Raum verlässt, sehe ich wie sie ein Packerl Zigaretten und ein goldenes Feuerzeug, welches am Vormittag auf dem Tisch neben dem Glitzerhandy gelegen ist, aus der Handtasche nimmt. Ich denke, dass sie wahrscheinlich nur darauf wartet das Schulungsgebäude zu verlassen, um sich eine Zigarette anzuzünden. Weder die beiden anderen Kursteilnehmer noch ich erwarten, dass Özgül jemals wieder in den Kurs zurückkommen würde. Das stellte sich als richtig heraus.

Daher sitzen nur mehr zwei junge Arbeitsuchende im Kurs, Jackie und Leo. Sie kennen sich aus dem Einführungskurs und sind beide bestrebt, wie sie mir versichern, hier in diesem Kurs über Kommunikation viel lernen zu wollen. Leos Zahnreihen weisen viele Lücken auf, auch schielt er beträchtlich. Auffallend ist seine betont höfliche Art. Er bemüht sich nicht im Dialekt zu sprechen, er verwendet auch keine Fluchwörter wie *Scheiße* und *Orsch*, die an diesem Ort ein selbstverständlicher Bestandteil der Alltagssprache sind, sondern er spricht ruhig und gefasst. Würde ich ihn nicht sehen, hätte ich ein anderes Bild von ihm als dieses, welches sich vor mir auftut. Leo sieht extrem verwahrlost aus. Er hat ein dünnes, ausgewaschenes und dennoch schmutziges T-Shirt an – mit kurzen Ärmeln an einem grauen, kalten Novembertag! So sehe ich auch, dass seine Unterarme fast flächendeckend von bunten Tätowierungen überzogen sind. Zu erkennen sind viele Schlangen und echsenartige Tiere, die durch großzügige Ornamente miteinander verbunden sind. Er hätte früher selber viele Schlangen und Leguane in einem Terrarium gehalten, wobei letztere besonders liebe Tiere seien, „und sie sind auch sehr wertvoll für die Menschen“ erzählt mir Leo einmal in einer Pause. Da ich doch ziemlich fasziniert bin von der Dichte an Tieren auf seinen Unterarmen, vergesse ich zu fragen, wie er das gemeint hätte, dass sie sehr wertvoll für die Menschen seien. Wahrscheinlich in zweierlei Hinsicht: Einerseits kosten sie in der Anschaffung viel Geld und auch die Erhaltung dürfte nicht ganz billig sein. Andererseits hat das Wertvollsein wahrscheinlich aber noch eine andere Bedeutung für Leo, da er seine Tierliebe immer wieder in Gesprächen betont.

Die Diskrepanz zwischen seiner Sprache und höflichen Ausdrucksweise und seinem Äußeren und körperlicher Ausdünstung wird noch einmal dadurch verstärkt, dass er vollkommen

löchrige Schuhe- ohne Socken - trägt und auch das Aussehen seiner Jeans auf ein hohes Alter schließen lässt. Die beiden Kleidungsstücke schlottern an seinem dünnen Körper herunter, er hat sehr dünnes, schütteres Haar, seine Gesichtsfarbe ist fahl und seine Haut durchsichtig. Eine traurige Gestalt, eine tragische Figur, die Leo abgibt, wie er hier im Seminarraum sitzt und mit hohem Eifer mitzuarbeiten und mir zu vermitteln versucht, dass ihn der gesamte Inhalt des Unterrichtes wirklich sehr interessiere. Den Vogel schießt er am Ende der ersten Kurswoche mit einer Frage ab, die noch keine SeminarteilnehmerInnen in den letzten Wochen jemals an mich gerichtet haben. Mit dem Lehrbuch über Kommunikationsfähigkeiten unter dem Arm nähert sich Leo und fragt mich, ob er am Wochenende nun den Lernstoff der ersten Woche lernen solle. Ich bin total verblüfft, bestärke ihn aber in seinem Vorhaben. Er nickt zufrieden und unterstreicht nochmals, dass er den Stoff sehr interessant fände. Er bleibt noch kurz vor mir stehen und meint anerkennend, dass man merkt, dass ich mich da auskenne und dass ich sehr, sehr kompetent sei. Leo biedert sich nachgerade an, er spielt die Rolle des Vorzugsschülers. Es hätte mich zu diesem Zeitpunkt nicht gewundert, wenn er sich angeboten hätte, meine schwere Tasche mit Büchern bis zur U-Bahn Station zu tragen. So weit ging er aber doch nicht, aber er ging in gewisser Weise in der darauf folgenden Woche noch viel weiter.

Am nächsten Montag sitzen also nur mehr Jackie und Leo im Kurs. Der beißende, unangenehme Geruch im Raum weht mir entgegen, sobald ich die Tür öffne. Er erinnert mich an schaffnerlose Ringstraßenwagen, in welchen die Obdachlosen ihre Runden drehen. Jackie friert beständig und möchte kein Fenster öffnen. Plötzlich verstehe ich die Funktion von Riechfläschchen aus vergangenen Zeiten. Ich verspüre einen heftigen Wunsch danach.

Nach einer Seminarwoche ist zumeist soviel Vertrauen in der Gruppe, dass die KursteilnehmerInnen bereit sind, ein wenig über sich, die Schule, die Ausbildung, ihre Freunde, Freundinnen und die Familie zu sprechen. Leo bleibt aber eher einsilbig, wenn es um Fakten aus der Vergangenheit geht. Über seine Ausbildung und welchen Berufsweg er hinter sich hat, erzählt er wenig und dieser bleibt auch bis zuletzt für mich unklar oder zumindest nebulos. KFZ Mechaniker und Schweißer führt er als Lehrlingsausbildung an: „Aber nix wirklich fertig“ und dass er hauptsächlich in Deutschland gearbeitet hätte. Dabei schaut er mich unbewegt mit glanzlosen Augen an, wobei ich nie ganz sicher bin, wohin er blickt, weil er sehr stark schießt. Zum Thema Ausbildung und Arbeit zeigt er sich äußerst verschlossen.

Sobald er allerdings über seine Vergangenheit und das Leben mit Freunden zu erzählen beginnt, verändert sich seine Körperhaltung. Erscheint er mir die meiste Zeit gerade einer

Gruft entstiegen zu sein, erfüllt sich sein Körper nun mit Leben. Sogar die ansonsten eher fahlgelbe Gesichtsfarbe verändert sich zu einem leicht rötlichen Ton. Das Thema, welches ihn in Begeisterung versetzt, ist das „Saufen“ in seiner Jugend. Er berichtet über seine Exzesse, dass er 80%igen Rum getrunken hätte und fast gestorben wäre, aber dann hätte er nur mehr schottischen Whisky und auch „amerikanischen Whiskey, weil der ist besonders, den kriegt net überall“ getrunken. Und natürlich auch russischen Wodka. Hier meldet sich seine Kurskollegin Jackie zu Wort, die meint, dass es nicht stimme, dass der russische Wodka der beste sei. Sie weiß das, weil sie in ihrer Jugend nur Wodka getrunken hätte, aber nicht den russischen oder den finnischen, sondern den aus Frankreich. Der sei wirklich der beste, das wisse nur fast niemand. Sobald das Wort Frankreich gefallen ist, erinnert sich Leo: „Früher hab' ich mit meinen Freunden französischen Rotwein um 350 Euro oder mehr getrunken und natürlich auch Champagner, da waren schon welche um 700 bis 1000 Euro dabei.“ Jackie schaltet sich nun wieder ein und fragt ihn, woher er das Geld gehabt hätte. Leo meint mit einer Geste, die darauf deuten soll, dass die Ausgabe solcher Summen in der Vergangenheit keine Probleme bereitet hätten und wird dann präziser, indem er sagt: „Na, mit der goldenen oder mit der platinenen, i hab olle wichtigen Kreditkarten ghabt, auch die australische. Aber jetzt wo i arbeitslos bin, hab i kane mehr, wenna'st ka Göld hast und nur Schulden, hast a kane Freund mehr.“ Leo zeigt Jackie und mir, dass er sich früher in einer besseren Gesellschaft aufgehalten hat, was durch den Konsum von Getränken, wie Champagner und teuren französischen Rotwein bewiesen wird. Mit dem Hinweis, dass er mehrere Kreditkarten und noch dazu welche in Gold und Platin besessen hätte, beschwört Leo eine Zeit herauf, in der er einer besseren Schicht angehörte, Zugang zu feinen Leuten gehabt hätte und folglich auch er ein angesehener Mensch gewesen wäre: „Die ´goldene` Karte ehrt wohl am schmeichelhaftesten den feinen Menschen. Die Einteilung in goldene, silberne etc. Karten drückt die Kreditwürdigkeit des Inhabers aus. Mit der goldenen Karte hat der Inhaber unbeschränkten Kredit. Eine hervorragende Höherwertigkeit erhält die würdige Person, wenn sie auf den Besitz von mehreren Kreditkarten hinweisen kann“ (Girtler 2002: 206). Der Bemerkung von Leo, dass die Freunde weg seien, wenn man kein Geld hätte, schließt sich Jackie an. Wir machen Pause und Leo meint zu Jackie, ob sie eine Zigarette für ihn hätte. Sie zeigt sich immer sehr hilfsbereit. So beobachtete ich in der letzten Woche eine Situation, wie sich Leo von Jackie fünf Euro auslieh, die er versprach, am nächsten Tag zurück zu geben.

Wir wollen gerade für den Prüfungstest am Ende der Woche zu üben beginnen, da klopft es an der Tür und meine Trainerkollegin kommt herein. Sie fragt mich, ob ich 100 Euro

wechsellern könnte. Ich verneine zunächst, nehme aber dann doch, weil ich nicht sicher bin und meiner Kollegin helfen möchte, meine Geldbörse aus meiner Handtasche. Ich klaube ein paar 10 und 5 Euroscheine und einen 20ig Euroschein hervor und breite sie auf den Tisch aus. Während ich das völlig gedankenlos mache, spüre ich den Blick von Leo, der auf das Geld starrt. In diesem Moment wird mir meine Unbedachtsamkeit bewusst und ich fühle mich unbehaglich. Ich empfinde es als Affront den beiden arbeitslosen Jugendlichen gegenüber, das Geld so zu präsentieren. Auch wenn ich damit keineswegs protzen wollte, so ist mir dennoch klar, dass die Zurschaustellung des auch wohlverdientesten Geldes bei denen, die nicht darüber verfügen, negative Gefühle verursachen, möglicher Weise sogar Gefühle von Aggression erzeugen könnte (Simmel 1989, 1900). Es ist mir peinlich, ich ärgere mich über meine Vorgangsweise und beende daher schnell die Transaktion des Geldes mit meiner Kollegin. Sie nimmt die losen Scheine und ich stecke den 100 Euro Schein in meine Geldbörse und lege diese in meine Tasche zurück.

Während ich mit den beiden mögliche Prüfungsfragen bespreche, erinnere ich mich an eine Szene vor kurzem in der U-Bahn, als am Westbahnhof ein älterer Mann einstieg, der trotz seiner ordentlichen, sauberen Kleidung - eine graue Hose und ein gestreiftes Hemd - einen leicht verwahrlosten Eindruck machte. Vielleicht lag es an seinen dünnen, langen ungepflegten Haaren oder so wie er an einem Zahnstocher kaute und dadurch seine schwarzgelben Zähne sichtbar machte. In totalem Kontrast dazu trug er mit einer seiner riesigen Hände, denen man manuelle Arbeit ansah, ein kleines, zitterndes Rassehündchen mit Riesenohren am Arm: Er nimmt gegenüber von mir Platz, setzt das Hündchen behutsam auf seinen Oberschenkel und beginnt aus einer Hosentasche ein Packerl mit 100 Euroscheinen herauszunehmen. Mit großer Bedächtigkeit nimmt er einen Schein nach dem anderen, glättet jeden einzelnen und legt diese sorgfältig übereinander. Als er fertig ist, beginnt er mit dieser Zeremonie von vorne. Nun wird meine Neugierde erweckt und ich zähle die Geldscheine mit. Es sind zwölf. Dann steckt er langsam die geordneten Hunderter in seine Hosentasche, setzt das Hündchen mit größter Sorgfalt vom linken auf den rechten Oberschenkel und zieht aus der anderen Hosentasche wieder Geldscheine hervor. Es wiederholt sich das Ritual von vorn. Jetzt zähle ich von Anfang an mit. Es sind neun mal 100 Euroscheine. Die U-Bahn fährt in eine Station ein, er blickt hinaus, steckt diese Scheine auch wieder ein, nimmt das Hündchen vorsichtig unter seinen Arm und steigt aus. Die U-Bahn setzt sich wieder in Bewegung, mein Blick trifft auf den eines jungen Mannes mit einem umgehängten Rucksack, der zu mir meint: „Das Geld hätt’ ich auch gerne.“

Jackie und Leo sind keine dynamischen jungen Menschen, die Energie und Freude ausstrahlen; aber sie sind beide aufmerksam und willig, etwas zu lernen. Aggressionen gibt es gar keine, weder gegen mich noch untereinander. Sie gehen sehr freundlich miteinander um. Der Eindruck drängt sich aber schon auf, würden sie nicht zufällig gemeinsam den Kurs besuchen, würden sie wohl kaum den Kontakt suchen.

Da ich am gestrigen Tag mein Vorhaben nicht umgesetzt habe, mit den beiden in den gegenüberliegenden Computerraum zu gehen, damit sie sich auf die Prüfung vorbereiten könnten, die als Multiple Choice Test online durchgeführt wird, beschließe ich das heute Vormittag nachzuholen. Die kommende Prüfung beschäftigt Jackie und Leo und sie wollen wissen, wie sie ablaufen werde. Den Vormittag im Computerraum zu verbringen erscheint auch heute besonders günstig zu sein, da wir die einzigen in diesem Stockwerk sind. Es gibt Tage, an denen der Computerraum sehr stark frequentiert ist, sei es, dass die jungen Arbeitsuchenden sich online für Jobs bewerben müssen, sei es, dass sie einfach lernen Jobrecherchen anzustellen. Diese Aufgaben übernehmen eigens dafür ausgesuchte TrainerInnen. Heute ist es völlig ruhig in diesem Stockwerk, man könnte sagen, es ist wie ausgestorben. Wir gehen zu dritt über den Gang in den Raum, ich lasse die Seminarraumtür offen und meine Tasche im Raum zurück. Da diese sich quasi in Sichtweite befindet und wir drei ganz allein sind, habe ich bezüglich meiner Vorgangsweise keine Bedenken.

Natürlich erinnere ich mich daran, dass bereits am ersten Tag meiner Tätigkeit im Schulungszentrum Josephsberg mich meine KollegInnen darauf aufmerksam machten, dass „hier alle stehlen!“ Da ich nicht dazu neige, allzu misstrauisch zu sein und etwas ungläubig über diese generalisierende Aussage der TrainerInnen den Kopf schüttle, erzählt mir eine Kollegin, dass sie auch wie ich dachte, dennoch aber um sicher zu sein, die Probe aufs Exempel machte: „Also, ich hab’ dann an einem Tag einfach absichtlich meine Tasche während der Pause im Raum zurückgelassen und bin hinaus rauchen gegangen. Und wie ich zurückkomme nach einer Zigarettenlänge, war die Tasche zwar noch da, aber mein Geldbörstel war weg.“ Ich dachte mir dann nur, dass so ein Ereignis überall stattfinden könnte und sich nicht explizit auf das Umfeld von jungen Arbeitsuchenden beschränken ließe.

Jackie und Leo beginnen mit den Übungen für den Online Prüfungstests; sie sind beide konzentriert und eifrig bei der Sache. Auch ich starte meinen Computer und beginne meine Emails zu checken. Mitten in die Stille hinein beginnt Leo vor sich hin zu schimpfen, dass hier alles so schmutzig sei, die Tastatur ja total verdreckt sei und mit so einem schmutzigen Bildschirm könne ja niemand arbeiten und „ich hasse das, wenn der PC so schmutzig ist, ich

hasse das!“ Ich bin sehr erstaunt über seinen emotionalen Ausbruch bezüglich Schmutz und Dreck. Ich denke mir, das ist aber wirklich paradox, dass jemand, der selber so verwahrlost ist, sich so über - aus meiner Sicht - durchschnittlich schmutzige Computer und Tastaturen aufregen könne. Leo steht auf, kommt zu mir und fragt höflich, ob er auf die Toilette gehen könne, um Kleenex zu holen: „Damit ich das da putzen kann oder sind welche im Seminarraum?“ Ich antworte etwas geistesabwesend, weil ich gerade ein Email lese, dass ich nicht glaube, dass er im Seminarraum Kleenex finden würde. Nach einer gewissen Zeit kommt er zurück und beginnt sehr penibel, sehr umständlich den Bildschirm zu säubern und kommentiert diesen Reinigungsvorgang mit einer Tonlage in der Stimme, die nach Zufriedenheit klingt.

Ich beende das Lesen der Emails, teile den beiden mit, dass sie den Test zwei bis dreimal durchgehen sollten und dass wir uns in einer halben Stunde wieder im Seminarraum treffen würden. Ich verlasse den Computerraum, und gehe über den Gang zum gegenüberliegenden Seminarraum. Die Türe ist zu. Dieser Umstand verursacht sofort bei mir ein unangenehmes Gefühl, weil ich ganz sicher bin, sie offen gelassen zu haben. Eine böse Ahnung überfällt mich und ich bin aber sehr erleichtert, als ich meine Tasche auf dem Sessel stehen sehe, so wie ich sie vorhin zurückgelassen habe. Nicht ganz. Es liegt zwar auch meine rote Geldbörse in meiner Handtasche, aber ich fühle, dass irgendetwas anders ist. Mein Gefühl betrügt mich nicht: Der gewechselte 100 Euro Schein, der seit gestern von mir unberührt in der Geldbörse lag, ist weg. Mein erster Gedanke ist, „selbst schuld“, doch kann und will ich es nicht glauben und beginne den Schein in meiner Handtasche zu suchen, wobei mir die Vergeblichkeit dieses Unterfangens vollkommen klar ist. Ich beschließe nun einmal nichts zu tun, auch weil ich keine Ahnung habe, was ich tun sollte.

Da fällt mir ein Gespräch ein, dass ich vor kurzem mit meiner Kollegin Helga geführt habe, die im Schulungszentrum Josephsberg als Sozialpädagogin arbeitet. Ihr Aufgabengebiet umfasst die Tätigkeiten einer Lebens- und Sozialberaterin, das heißt, sie ist Anlaufstelle für die junge Arbeitssuchenden, wenn sie psychische Probleme haben. Sie meint aber, dass die Probleme, mit denen sie konfrontiert wird zumeist auf einer ganz anderen Ebene liegen: „Da geht’s wirklich um grundlegende Bedürfnisse, Existenz, Wohnung, Geld, Schulden. Also das ist recht erdig. Aber da gibt’s auch *heavy* Geschichten mit 70 000 Euro Schulden, und da ein Kind und dort ein Kind und da eine Exekution und das alles auf einmal. Aber nebenbei sich schon zwei Packerl Tschik leisten können am Tag, da fragst die schon einmal, Daumen mal Pi, hat der andere Wege? Klar, die haben da ihre Wege und Tricks und des is sicher net alles

im legalen Bereich, was da passiert. Ja, weil sonst das ja net, also mit den Einkommensproblemen zu überleben geht. Die haben da verschiedenste Strategien, die net Mainstream san.“ Das alles geht nun durch meinen Kopf.

Jackie und Leo kommen nach der vereinbarten Zeit in den Seminarraum zurück. Es ist kurz vor der Mittagspause, in die ich sie nun etwas früher als sonst schicke, weil ich meine Fassung noch nicht wieder gefunden habe und mit dieser ungewöhnlichen Situation, dass ich bestohlen worden bin, einmal allein sein möchte. Die beiden bedanken sich und stehen auf, aber es folgt nicht das übliche Ritual zwischen den beiden, welches ich seit Tagen zu Beginn der Mittagspause beobachte. Üblicher Weise schnorrt Leo von Jackie eine Zigarette und sie gibt ihm bereitwillig eine. Heute werde ich Zeugin einer Kommunikation zwischen den beiden, die sich erheblich von der mir bekannten unterscheidet. Sagt doch Leo zu seiner Kurskollegin Jackie: „I geh’ jetzt zum BILLA, brauchst was? Soll i dir was mitbringen, was wüllst, brauchst Zigaretten oder was?“ Jackie reagiert nicht, weil sie schon wieder in einem ihrer Bücher vertieft ist. Sie ist ausgebildete Buchhändlerin und liest, wann immer sich die Möglichkeit bietet. Ihr Ziel für 2009 sind 100 gelesene Bücher, es ist November und sie braucht nur mehr 15 Bücher zu lesen, um das zu erreichen. Kurz habe ich das Gefühl, dass Leo auch mich fragen könnte, ob ich irgendetwas vom BILLA brauche und ich fühle mich sehr unbehaglich. Leo kommt vom BILLA mit einem vollem Einkaufssack zurück und breitet vor Jackie und mir Süßigkeiten aus: Gummibärchen, kleine Schokoladen, Zuckerln und Maoam. Mit kindlicher Begeisterung bietet er mir von allen Süßigkeiten etwas an! Irgendwie hat die Situation etwas Rührendes aber vor allem etwas Paradoxes an sich: Leo bietet mir Gummibärchen an, die er mit ziemlich großer Wahrscheinlichkeit von meinem Geld finanziert hat. Jackie schenkt er dann noch eine Packung Zigaretten, die sie zwar annimmt, aber nur mit einem Achselzucken und mit der Bemerkung, dass das nicht notwendig sei. Die restlichen Unterrichtsstunden am heutigen Tag ist Leo extrem gut gelaunt, es geht ihm richtig gut. Er engagiert sich mit hohem Eifer bei jeder Übungsaufgabe, erzählt mir, wie gut er schon die Online Prüfungsfragen beherrscht und dass er noch mehr hier lernen möchte. Nach einer kurzen Rauchpause kommt er zurück und berichtet Jackie und mir stolz: „Jetzt ham mich am Gang grad zwei Girls angesprochen, die finden meine Tätowierungen urgeil. Na ja, vielleicht lern ich ja das Tätowieren, da kannst vüll Geld damit verdienen!“ Kurz und gut, für Leo scheint heute vieles möglich zu seien, er ist in einer total euphorischen Stimmung und ich schließe bereits mit mir Wetten ab, dass Leo am nächsten Tag sicher nicht im Kurs erscheinen wird. Ich habe die Wette mit mir gewonnen, er kommt erst nach drei Tagen wieder: Er trägt

ein neues T-Shirt! Immerhin. Ich deute dies so, dass er für kurze Zeit wieder an der Konsumgesellschaft teilhaben konnte, wenn auch nicht im Sinne von Arendt (2010) als Teil der Arbeitsgesellschaft.

Ich habe nie mit jemanden über diesen Vorfall gesprochen. Für Leo hätte die unbewiesene Diebstahlannahme das Ende des Kurses bedeutet und es hätte für ihn eine Sperre des Arbeitslosengeldes gegeben. Da meine Rolle in dieser Geschichte nicht verdient mit einem Ruhmesblatt versehen zu werden, breite ich innerhalb des Schulungszentrums am Josefsberg weiterhin lieber den Mantel des Schweigens darüber.

5 Das Stigma Arbeitslosigkeit

So stark sich auch die Arbeitswelt beständig verändert, Arbeitsmodelle einem Wandel unterliegen und Erwerbstätige darauf mit hoher Flexibilität reagieren müssen, so wenig verliert Arbeit die Bedeutung als sinnstiftendes Element des Lebens für die einzelne Person. Das soeben erschienene Buch „Handbuch Arbeitssoziologie“ (Böhle/ Voß/ Wachtler 2010) beschreibt die großen Umwälzungen innerhalb des Arbeitsmarktes und welche Auswirkungen sich für die ArbeitnehmerInnen daraus ergeben; gleichzeitig wird betont, dass Arbeit für die eigene Identitätskonstruktion eine konstante Größe bleibt. Menschen beziehen weiterhin einen nicht unerheblichen Teil an Selbstachtung, Selbstbewusstsein und Anerkennung aus dem Umstand, einer Erwerbsarbeit nachgehen zu können, und es bleibt unbestritten, dass Arbeit einen wesentlichen Beitrag zur Vergesellschaftung leistet und zur Integration in die Gesellschaft beiträgt.

Mit der Bedeutung der Erwerbsarbeit wird man häufig in Gesprächen konfrontiert, in welchen die Frage nach dem Beruf, ohne dass er explizit ausgesprochen wird, zum Standardrepertoire gehören: „Und was machen Sie so? Was sind Sie?“ Es scheint doch tatsächlich so zu sein, wie es U. Beck formuliert, dass wir glauben, mit der Kenntnis über den Beruf unseres Gesprächspartners die Person zu kennen: „Der Beruf dient zur wechselseitigen Identifikationsschablone, mit deren Hilfe wir die Menschen, die ihn ‘haben`, einschätzen in ihren persönlichen Bedürfnissen, Fähigkeiten, ihrer ökonomischen und sozialen Stellung. So seltsam es ist, die Person mit dem Beruf gleichzusetzen, den sie hat“ (Beck 1986: 221). Dieser seltsame Glaube, über Menschen qua ihres Berufes Bescheid zu wissen, wird im selben Maß auf jene Menschen angewandt, die sich auf der Kehrseite der Medaille befinden, die keinen Beruf vorweisen können, die keiner Erwerbsarbeit nachgehen, die arbeitslos sind. So wie man annimmt, über Personen an Hand ihres gewählten Berufes Aussagen treffen zu können, so schreibt man auch Personen, die sich im Stadium der Arbeitsuche befinden, bestimmte (Un-) Fähigkeiten zu. Das Rad der *Stigmatisierung* (Goffman 1975) beginnt sich zu drehen.

5.1 Die Stigmatisierten

„Ich hab’ doch, dass ich arbeitslos bin, nicht auf der Stirn eingebrannt, ich bin doch ein normaler Mensch, nur weil ich arbeitslos bin, kann ich doch noch denken“, sagt ein junger Arbeitsloser und zuckt mit den Achseln. Er kommt gerade vom Arbeitmarktservice zurück, wo er mit seinem Betreuer eine Auseinandersetzung bezüglich seiner beabsichtigten Weiterbildung hatte. Diese resignierte Aussage deutet auf ein soziologisches Phänomen hin,

welches von Goffman (1975) als Stigma bezeichnet wird. Zu Beginn seines gleichnamigen Buches erklärt er die Herkunft des Begriffes und verweist auf: „Die Griechen, die offenbar viel für Anschauungshilfen übrig hatten, schufen den Begriff *Stigma* als Verweis auf körperliche Zeichen, die dazu bestimmt waren, etwas Ungewöhnliches oder Schlechtes über den moralischen Zustand des Zeichenträgers zu offenbaren“. Wenn jemand ein Stigma trägt, oder eine ganze Gruppe stigmatisiert ist, heißt es, dass Menschen in unerwünschter Weise anders sind als es unseren Erwartungen entspricht und als Folge dessen Gefahr laufen von der sozialen Akzeptierung ausgeschlossen zu werden. Goffman spricht im Zusammenhang mit Stigmatisierung von der „sozialen Identität“ von Menschen. Ist eine Identität stigmatisiert, dann erfüllt sie jene Erwartungen nicht, die als „ehrenwert“ erachtet werden. Dazu gehören auch strukturelle Merkmale wie der „Beruf“ (vgl. Goffman 1975:9f).

Arbeitslose, vor allem junge Arbeitslose tragen das Stigma einer Gruppe, die sich am Rande Gesellschaft befindet, weil Unterstellungen, dass sie nur zu faul zum Arbeiten seien, im alltäglichen Sprachgebrauch oft zu hören sind. Wenn die nur wollten, könnten die schon, sind generalisierende Aussagen, die in Grundannahmen wurzeln wie: „Niemand der arbeitsfähig ist, kann sich legitim der Verpflichtung zur Arbeit entziehen“ (Ganßmann 2006: 99).

Ist ein Stigma einmal identifiziert und zugeordnet, werden in sozialen Situationen mit einem Individuum wahrscheinlich oft unpassende Kategorisierungen verwendet, und „[...]sowohl wir als auch die Stigmatisierten erfahren Unbehagen“ (Goffman 1975: 30). Dies trifft ganz sicher auf viele junge Arbeitsuchende zu, die das auch so beschreiben, wenn sie über ihren Status in der Gesellschaft sprechen. Sie ärgern sich, dass sie beständig mit den Zuschreibungen *faul* und *dumm* und *selbst schuld* konfrontiert sind. Die ablehnende Haltung der anderen erklärt Goffman damit, dass Menschen deshalb so reagieren, weil wie auch oben angeführt, die Erwartungen an ein gewisses Normverhalten -in diesem Fall der Arbeitslosen- nicht eingelöst werden und dies in der Gesellschaft (der erwerbstätige Bevölkerung) Unbehagen auslöst. Auch der sehr oft gebrauchte Begriff *Sozialschmarotzer*, wenn über Arbeitslose gesprochen wird, deutet ganz klar darauf hin, auf welcher Stufe der sozialen Leiter Menschen ohne Arbeit angesiedelt werden. Schwingt doch implizit die Skepsis mit, ob die vorgesehenen Sozialleistungen überhaupt gerechtfertigt seien. Bei der Frage nach dem Recht, Arbeitslosengeld beziehen zu dürfen, wird die mögliche Unrechtsmäßigkeit insinuiert. Es nimmt also nicht Wunder, dass diese offenen und verdeckten Vorwürfe die jungen Menschen sehr belasten, weshalb sie auch in Gesprächen häufig auf ihren niedrigen Status in der Gesellschaft Bezug nehmen. „Es ist mir peinlich, arbeitslos zu sein, vor allem wenn ich zum Arzt oder auf ein Amt gehen muss, dann wissen die das alle, aber die kennen ja nicht die

Hintergründe“, sagt Tobias stellvertretend für viele Jugendliche in seiner Situation. (Er hat seine Arbeit als Koch in einem Haubenlokal gekündigt, der Stress war zu groß, die unregelmäßige Arbeitszeiten haben seine Beziehung gefährdet. Außerdem wollte er nicht so wie viele seiner Arbeitskollegen die Probleme durch Drogenkonsum lösen).

Das Gefühl der Peinlichkeit führt oft dazu, dass Arbeitslosigkeit verheimlicht wird. Der Umstand, dass Tobias im Schulungszentrum Josephsberg einen Kurs besucht, unterstützt auf Grund geregelter Unterrichtszeiten, die Möglichkeit eine Arbeit vorzutäuschen: „Die glauben dann, dass du in die Arbeit gehst, wann’sst immer um siebene aus dem Haus gehst“, erzählt mir Tobias und das findet er gut, „weil es muss ja net jeder wissen, dass i arbeitslos bin.“ Die Angst vor Entdeckung und auch Isolierung ist groß. Obwohl er den Kurs als totalen Zwang erlebt und oft von Freiheitsentzug spricht, anerkennt er doch die Vorteile einer geregelten „Arbeitszeit“. Uma hat auch Probleme, offen zu ihrem Status der Arbeitslosigkeit zu stehen, weshalb sie dem peinlichen Gefühl mit einem gewissen Zynismus begegnet. Ihren Freundinnen gegenüber bezeichnet sie ihre momentane Position als Arbeitslose „als Staatsangestellte“. Sie meint auch in einem längeren Gespräch mit mir, dass sie es nicht für klug halte, sehr offen über die eigene Arbeitslosigkeit zu sprechen. Vor allem weil es für einen selber ein großes Problem darstelle, wenn man den grundsätzlichen Anspruch habe, sein Leben selber zu managen. Die Abhängigkeit vom AMS ziehe viele unangenehme Konsequenzen nach sich. Sie hält es für gefährlich, dass sich Arbeitslose hin und wieder sehr zufrieden über ihren Status äußern, weil es sich für deren Lebenssituation gerade als günstig erweist: „Ich bin stolz arbeitslos zu sein und ähnliche Aussagen kommen selten gut an. Es gibt viele Leute, die dann dementsprechend reagieren, weil sie Vorurteile haben.“ Und Uma räumt ein, dass es doch viele Arbeitslose gibt, die auf Kosten des AMS und des Staates leben und „die bringen das Ganze dann in Verruf und das sind die, die das Ganze irgendwie stigmatisieren.“ Um diesem Stigma zu entkommen, werden, wie oben beschrieben, unterschiedliche Strategien angewandt.

Die vorgetäuschte Arbeitszeit und die euphemistische Umschreibung, Arbeitslosigkeit als „Staatsanstellung“ zu bezeichnen, deuten auf ein Phänomen hin, welches Goffman als Bewältigungstechniken beschreibt (Goffman 1975). Er meint, dass Stigmatisierte dazu neigen, Techniken zu entwickeln, um Selbstachtung und Würde aufrecht zu erhalten. Sie versuchen ihre Situation, nicht zu einer Last für sich selber oder andere werden zu lassen. „So konzentriert man sich aus Sorge um sein Image auf die gegenwärtige Handlung und muß darüber hinaus, um dabei sein Image zu wahren, seine eigene Stellung in der Gesellschaft berücksichtigen“ (Goffman 1986: 12).

Wie bereits eingangs erwähnt, ändern sich zwar die Arbeitsmodelle innerhalb der Arbeitswelt, die einem ständigen Wandel unterliegt, hingegen bleibt die Bedeutung der Arbeit als Identitätskonstruktion für das Individuum bestehen. Die Erwerbsarbeit bildet den Grundstock für Selbstwert, Selbstachtung und Selbstbewusstsein, weil erwerbstätige Menschen von der Gesellschaft anerkannt, wertgeschätzt und respektiert werden. Der Status der Erwerbstätigkeit leistet einen wesentlichen Beitrag zur Vergesellschaftung und unterstützt unbestritten die Integration in die Gesellschaft (Böhle/Voß/Wachtler 2010).

Erfüllt man diesen Status nicht, tritt das ein, was als Einschränkung der Handlungsmöglichkeiten bezeichnet wird (vgl. Bonß 2006: 57). Gleichzeitig wird die Wahrscheinlichkeit der Stigmatisierung mit den dazu passenden Konnotationen immer größer: Junge Arbeitsuchende sind *faul*, *dumm*, *unfähig* und *arbeits scheu*. Das Stigma Arbeitslosigkeit liefert die jungen Arbeitssuchenden ungleichen Machtverhältnissen aus. Die folgenden Beispiele zeigen, wie stark diese Ungleichstellung ihr alltägliches Handeln prägt.

5.1.1 Das Gefühl der Minderwertigkeit und Machtlosigkeit

Die jungen Arbeitslosen wollen nicht pauschal als *faul*, *dumm* und *arbeits scheu* abgestempelt werden. „Nur weil wir arbeitslos sind, sind wir nicht deppert“, klagte einmal ein junger Arbeitsuchender. Der Kausalität zu folgen, dass Arbeitslosigkeit gleichzusetzen ist mit Unfähigkeit und Faulheit der Betroffenen, widerspricht auch Bonß, wenn er meint, dass eine so genannte erzwungene Erwerbslosigkeit, genannt Arbeitslosigkeit, potentiell jeden treffen könne; die Arbeitslosen seien als `industrielle Reservearmee` (Bonß 2006: 57f) sowohl außerhalb als auch innerhalb der Gesellschaft zu finden. Den einen ist der Zugang zum Arbeitsmarkt gerade verwehrt, sie sind arbeitslos, andere sind erwerbstätig, aber niemals sicher, ob nicht auch sie ein Ausschluss aus dem Erwerbsleben ereilen könnte.

Als Teil jener Armee fühlt sich die arbeitslose Studentin Anna tatsächlich, wenn sie, wie sie sagt dem „Kommando der AMS Betreuer“ ausgeliefert ist. Ihre Besuche und Beobachtungen beim Arbeitsmarktservice schildert sie so: „Also was beim AMS eindeutig fehlt, ist, dass man sich ganz am Anfang Zeit nimmt für die Leute und sie nicht zuplärrt(!) mit Veranstaltungen und Kursen, die ihnen nichts bringen. Und was mir aufgefallen ist, es ist mehr eine Art Abfertigung beim AMS. Du kommst einmal rein und schon heißt es, bitte Stempelnummer, Zimmer soundso. Dann schau'n's in den Computer, Daten okay, was hamma da, Name egal, der schaut nur ins Programm, okay, da steck ma den rein!“ Dann folgen Angaben darüber, wo

man sich am nächsten Montag einzufinden habe und diesen Anweisungen sei Folge zu leisten. Sie meinte weiter, dass sie sich nach ihrem ersten Besuch beim AMS sehr schlecht gefühlt habe, „irgendwie minderwertig“.

Denselben Ausdruck verwendet Uma, als sie mir von ihrem ersten Kontakt mit dem Arbeitsmarktservice berichtet. Nach ihrer beabsichtigten Kündigung als Verkäuferin in einem Geschäft im 1. Bezirk, möchte sie ihr Studium fortsetzen und bezieht derzeit Arbeitslosengeld. Ich frage sie, ob sich ihr Status in der Gesellschaft verändert habe. Darauf antwortet sie: „Ja, absolut. Sobald man das erste Mal mit dem AMS konfrontiert wird, fühlt man sich gleich einmal eine Spur minderwertiger. Das ist wahrscheinlich von denen so intendiert. Ich hab aber auch, glaube ich, ein ziemliches Pech mit meinem Betreuer. Ich kenn` den jetzt nach und nach immer ein bisschen besser, das ist ein komischer Mensch!“ Sie spricht über die Behandlung von Arbeitssuchenden in ihrer AMS Zweigstelle. Uma ist eine besonders gut organisierte und überaus ordentliche junge Frau. So wie ich sie im Unterricht erlebte, könnte man sie schon auch pedantisch nennen. Sie hatte immer vor sich auf dem Tisch Bleistift, Spitzer, Kugelschreiber, Lineal, Block, Handy, Zigaretten in Reih und Glied nebeneinander geschichtet. Wenn sie auf dem Flipchart schrieb und bemerkte, dass sie einen Buchstaben ausgelassen hatte, oder der Schriftzug war schief, dann wollte sie gleich von vorne mit einem neuen Plakat anfangen. Uma hat sich, sobald sie arbeitslos war, sämtliche Informationen über die weiteren Vorgangsweisen beschafft. Auf der Internetseite des AMS stieß sie auf ein Formular, welches man noch vor dem ersten Termin mit dem jeweiligen Betreuer ausfüllen sollte. Ziel des Formulars ist, den Ablauf beim Arbeitsmarktservice zu beschleunigen. Das Formblatt beinhaltet persönlichen Daten, Ausbildungsschritte und Jobwünsche. Uma hatte all das gewissenhaft im Internet ausgefüllt. Wie groß war dann aber beim ersten Termin im Arbeitsmarktservice ihre Enttäuschung, als sie merkte, dass ihr Betreuer das Formblatt noch gar nicht gelesen hatte. Sie fühlte sich nicht Ernst genommen, weil er offensichtlich ihre Voranmeldung via Internet überhaupt nicht angesehen hatte, da sie all das nochmals beantworten musste, was sie bereits schon ausgefüllt hatte. Wie er sie „ausgefratschelt“ habe, empfand sie als überaus unangenehm. Dieses Informationssystem wirke also nur gut gemeint, führe aber in der Handhabung dazu, dass sich die Arbeitssuchenden gefrotzelt und schikaniert fühlten. Das Ausfragen des AMS Betreuers führte allerdings keineswegs dazu, dass sie den Kurs besuchen konnte, den sie als Wunsch angegeben hatte, sondern sie landete einfach in einen Kurs, den ihr Betreuer für richtig hielt. Uma nimmt trotz dieser Schikane die AMS Angestellten in Schutz, weil sie meint, dass nicht alle BetreuerInnen über alle angebotenen Kurse Bescheid wissen könnten. Dennoch wird die Frustrationstoleranz auf eine harte Probe

gestellt, weil Uma dann doch klagt: „Dieser ganze AMS Komplex, das ist schon sehr schwierig zu ertragen. Wie sie dich einfach in einen Kurs hineinstecken, wie es ihnen passt. Die fragen dich nicht, ob das ansatzweise ein Bedürfnis erfüllt, ob das ansatzweise helfen könnte. Ich habe mir wirklich gedacht, das Gefühl arbeitslos zu sein, wird mir nicht zu nahe treten, weil ich das bewusst gewählt habe, kann ich auch bewusst darüber stehen. Aber von außen kommt da ziemlich viel Negatives.“ Bereits am ersten Tag ihrer Arbeitslosigkeit wird Uma damit konfrontiert, dass sie kein Mitspracherecht habe, sie sei, wie sie es nennt, machtlos, wenn sie in einem Kurs gesteckt werde. Es geht ihr genauso wie Anna, die über die Abfertigung beim AMS klagt. Man habe zwar einen persönlichen Termin bei seinem Berater, aber man werde nicht als Person, als Individuum behandelt, eher wie eine „lästige Unterbrechung der Mittagspause“, so beschreiben Anna und Uma unisono ihr Gefühl. Außerdem empfinden sie die häufig verwendete Anrede mit „Du“ auf den Ämtern als diskriminierend und als ein Zeichen der Missachtung ihrer Person. So ist es zwar durchaus üblich, dass junge Leute im öffentlichen Raum ohne sich zu kennen mit der Du-Form kommunizieren, aber im Umfeld des AMS erleben sie diese Anredeform als erniedrigend, weil der Hintergrund ein hierarchisches Gefüge ist, in dessen Abhängigkeit sie stehen.

5.1.2 Mangelware Wertschätzung

Nicht zu resignieren gehört zu den schwierigsten Aufgaben junger Arbeitsuchender. Sie ringen darum, respektvoll behandelt zu werden, auch wenn sie arbeitslos sind. Sie möchten sich als Arbeitsuchende nicht minderwertig fühlen müssen.

Arbeit gilt als ein wichtiges Definitionsmerkmal für Menschen, die jungen Arbeitslosen im Schulungszentrum Josephsberg haben keine Arbeit, daher erodiert deren Selbstwertgefühl tagtäglich: „Denn die Arbeit ist längst zur einzig relevanten Quelle und zum einzig gültigen Maßstab für die *Wertschätzung* unserer Tätigkeiten geworden“ (Liessmann 1999: 87).

Meine Kollegin Helga im Schulungszentrum Josephsberg ist Psychologin und für die sozialpädagogische Betreuung der jungen Arbeitsuchenden verantwortlich. Mit ihr bespreche ich an einem Nachmittag in einem Kaffeehaus die aus meiner Sicht zwei größten Problemfelder, mit denen die Arbeitsuchenden zu kämpfen haben. Das ist einmal die aus deren Sicht respektlose Behandlung und mangelnde Wertschätzung der AMS BetreuerInnen und teilweise auch der TrainerInnen im Schulungszentrum Josephsberg sowie die für sie oft nicht nachvollziehbare „zwanghafte“ Kurszuteilung. Helga steht regelmäßig in Kontakt mit dem Arbeitmarktservice und weiß gut über die Abläufe in diesem Bereich und über die

Schwierigkeiten der dort Beschäftigten Bescheid. Die Klage von Anna und Uma, dass man viel zu wenig Zeit für Gespräche mit Arbeitsuchenden habe, kann sie nachvollziehen. Sie erklärt es damit, dass das AMS bei steigender Arbeitslosigkeit dennoch nicht mehr Geld zur Verfügung steht und daher auch nicht mehr MitarbeiterInnen in der Betreuungszone beschäftigen kann. Das heißt, es bleibt keine Zeit sich intensiver mit den KlientInnen und deren Bedürfnissen auseinander zu setzen. Die vom AMS vorgeschlagenen oder besser gesagt angeordneten Qualifizierungsmaßnahmen erfüllen daher oft nicht den Zweck und führen zu großer Unzufriedenheit der jungen Arbeitssuchenden.

Ich höre allerdings von jungen Arbeitsuchenden, dass es nicht nur um den Mangel an Zeit geht, sondern was vor allem kritisiert wird, ist die Behandlung, der Umgang mit ihnen: „Man blickt von oben herab, die haben so eine gönnerhafte Art“, erzählte mir Anna einmal sehr wütend, nachdem sie gerade von einem Termin beim AMS zurückgekommen war.

Mit dieser Aussage konfrontiert, richtet sich Helga auf und beginnt mit einer abwehrenden Geste ein Plädoyer für die AMS Angestellten zu halten: „Die Menschen dort beim AMS sind schon einmal ideologisch auf der richtigen Seite und die wollen sicher das Beste. Außerdem bekommen die Ausbildungen und Weiterbildungen, ich weiß nicht, was alles, aber Organisationsentwicklung, Supervision, Gender auf und ab, Kundenorientierung und tati, tata. Aber das System ist schon ein schwieriges, mir gefällt’ das System teilweise auch nicht, aber die Angestellten die bemühen sich schon; klar sind die, die das schon lange machen, auch hin und wieder demotiviert.“

Wir beginnen darüber zu diskutieren, warum sich die Arbeitsuchenden als minderwertig erleben, warum sie immerzu mit den Zuschreibungen faul und dumm konfrontiert werden und mit dem Vorwurf leben müssen, selber schuld an ihrer Arbeitslosigkeit zu sein. Mir fällt auf, dass zu Beginn jedes Kurses, den ich halte, der Wunsch oder geradezu die Forderung nach respektvollem Umgang untereinander und zwischen TrainerInnen und TeilnehmerInnen geäußert wird. Respekt und Wertschätzung nehmen auf der Erwartungsliste einen hohen Rang ein. Was die AMS BetreuerInnen betrifft, klaffen die Meinungen zwischen den jungen Arbeitssuchenden und Helga auseinander.

Helga und ich nähern uns einem heiklen Thema. Aber es führt kein Weg daran vorbei, auch über unsere KollegInnen und deren Verhalten im Schulungszentrum Josephsberg zu sprechen. Als Feldforscherin erzähle ich Helga von einer Beobachtung, die ich vor kurzem machte. Ich wurde Zeugin, wie eine Trainerin aus der Toilette stürmt und zwei jungen Männern am Gang hinterher brüllte, wer am Klo geraucht hätte. Mit kreischender Stimme drohte sie beiden an, dass sie aus dem Kurs fliegen würden, wenn sie nicht sofort ein Geständnis(!) ablegen

würden, wer geraucht hätte. Sie tobte und schrie, ob sie nicht wüssten, dass das Rauchen strengstens verboten sei. Mit gesenktem Kopf sagte einer der beiden mit leiser Stimme, dass er es gewesen war, aber es nicht mehr tun würde. Ich schaute den beiden nach, wie sie wie zwei geprügelte Hunde den Gang entlang schlichen.

Es stimmt, dass im ganzen Gebäude Rauchverbot herrscht, das besagt auch die Hausordnung, die in jedem Stockwerk ausgehängt ist: *Wir ersuchen Sie, sich an das allgemeine Rauchverbot zu halten. Möglichkeiten zu rauchen befinden sich auf den Terrassen in den jeweiligen Stockwerken.* Das klingt genauso vernünftig wie auch die Einleitung der Hausordnung: *Wir bitten Sie, folgende Richtlinien unbedingt zu beachten, und würden uns sehr freuen, wenn unter den Teilnehmerinnen und Teilnehmern eine gute Gemeinschaft entsteht und Sie mit den Vortragenden und der Kursbetreuung zu einer offenen, korrekten und loyalen Zusammenarbeit finden.* Das liest sich als gute Absichtserklärung, die Hoffnung entstehen lässt, wofür es auch gute Beispiele gibt, wie mir Helga erzählt. Sie meint, dass es ganz unterschiedliche Dynamiken in den verschiedenen Kursen laufen und dass es ein paar wirklich gute, aktive TrainerInnen gibt. Sie spricht davon, dass man einfach Glück hat, wenn man dort landet. Mit glänzenden Augen berichtet sie mir von einer neuen Kollegin, die eine sehr hohe Messlatte in Bezug auf qualitätsvollen Umgang mit den TeilnehmerInnen ansetzt, die aber auch vorzügliche Ausbildungen und Weiterbildungen absolviert hat. Helga verfällt in große Begeisterung, wenn sie über die Kollegin spricht: „Die neue Trainerin, die ist die gelebte Wertschätzung. So eine Kollegin zu haben, ist so inspirierend.“

5.1.3 *Sozialschmarotzerin* und totale Niete

Welche Rolle die AMS BetreuerInnen spielen, wenn es um Respekt und Wertschätzung geht, habe Anna und Uma bereits berichtet. Wie aber beschreiben sie und andere TeilnehmerInnen den Umgang der TrainerInnen mit ihnen in den unterschiedlichen Kursen, die sie während der zwanzig Wochen durchlaufen müssen.

Uma ist empört darüber, dass sie sich immer wieder von einer Trainerin anhören muss, sie sei eine Sozialschmarotzerin. Sie hat jahrelang neben dem Studium gearbeitet und sieht nicht ein, warum sie mit diesem Vorwurf konfrontiert wird: „Ich habe mich in jeder Hinsicht schon ungerecht behandelt gefühlt, weil i verlang jetzt net etwas, wofür i net schon eine Rücklage gebildet hätte. Und i hab’ lang genug gearbeitet und i lieg jetzt nicht unbedingt so dem Staat auf der Tasche.“ Aber sie ist nicht nur empört über die Anschuldigung, sie gerät jedes Mal so in Wut und Zorn, wenn sie mit dieser Trainerin konfrontiert wird, dass sie danach regelmäßig in Tränen ausbricht und der Rest des Tages für sie verdorben ist. Tobias, der mit ihr diesen

Kurs besucht, empfindet die Stunden mit dieser, wie er sagt, „autoritären“ Trainerin als „Folter“. Diesen Begriff schreibt er an einem Vormittag in riesengroßen Blockbuchstaben auf das Flipchart, „weil es für mich so ist.“ Tobias hat eine Strategie für diesen Kurs entwickelt. Er lässt die beiden – Uma und die Trainerin – streiten. Er hört entweder nicht zu, oder er nimmt die Anweisungen der Trainerin gleichgültig auf. Er verhält sich ruhig und angepasst, er will keinen Ärger bekommen. Deshalb vermeidet er Konflikte mit ihr. Nur wenn die Trainerin zu ihm als gelernten Bäcker sagt, dass er einen „Brotberuf“ brauche, sei er knapp daran auszurasen, weil er das einfach zynisch finde. Er überlegt dann jedes Mal, ob er sich nicht in den nächsten Tagen einfach krank melden sollte; entscheidet aber jedes Mal, es nicht zu tun.

Ich erinnere mich an mein erstes Zusammentreffen mit Tobias. Als ich den Seminarraum betrete, liegt Aggression in der Luft. Uma und Tobias streiten gerade darüber, wie lange der kommende Kurs über Konfliktmanagement dauern würde, ob zwei oder drei Wochen? Uma behauptet zu wissen, dass drei Wochen dafür vorgesehen wären. Da heute der allererste Kurs dieser Art in diesem Projekt für arbeitssuchende Jugendliche stattfindet, weiß auch ich nicht genau Bescheid. Eine Anfrage bei der Projektleiterin gibt Uma Recht. Daraufhin tobt Tobias und sagt: „Das ist wieder typisch, niemand informiert dich richtig. Das ist eine Frechheit, hier zählt man nichts, wir san eh alle nur a Nummer. Wenn i das gwusst' hätt', hätt' i was anderes gewählt.“ Dann wendet er sich an mich und fragt, ob ich weiß, wofür TN stehe. Wissend, dass er das nicht meint, spreche ich das Wort dennoch aus: „Ja, TN steht für Teilnehmer.“ Tobias hält dem sofort entgegen: „Nein, das steht für totale Niete und so behandeln's uns da. Nur weil wir arbeitslos sind, san ma no net deppert und Runterzahrer!“ Seine Aussage, dass er sich als Nummer behandelt fühle, dass sie hier nicht informiert würden und dass ohnehin alle glaubten, dass sie totale Nieten seien, unterstreicht den minderwertigen Status von jungen Arbeitslosen, die nicht damit rechnen können, mit Achtung behandelt zu werden. Anerkennung und Wertschätzung zu erlangen ist stark verbunden mit dem Status der Erwerbstätigkeit (vgl. Beck 1986: 221).

Der dreiwöchige Kurs mit Uma und Tobias gestaltete sich äußerst erfreulich. Beide sind klug und engagiert. Sie haben in der Zwischenzeit wieder einen Job.

Die junge Kursteilnehmerin Cornelia hält in einem langen Gespräch Rückblick auf ihre Zeit im Schulungszentrum Josephsberg. Sie berichtet, wie sie die letzten sechs Wochen dort genützt habe, um ihre Diplomarbeit für ihre Zusatzausbildung zur Lebensberaterin zu schreiben. Sie hatte für sich einen ECDL Kurs (eine Computerausbildung) ausgewählt, war

aber in der erste Woche aus Krankheitsgründen nicht anwesend. Als sie in der 2. Woche dort aufgetaucht ist, hat der Trainer zu ihr gemeint, sie würde wohl mit dem Lehrstoff nicht mehr mitkommen. Er hatte keine Chance für sie gesehen, die Abschlussprüfung zu schaffen. Daher fragte sie den Trainer, ob sie etwas privat für sich machen könne. Cornelia meint, dass es ihm total egal war und er sich überhaupt nicht dafür interessiert hätte, was sie machen wollte. Daher hat sie jeden Tag sechs Stunden lang an ihrer Diplomarbeit geschrieben, während die anderen den ECDL Kurs gemacht haben. Obwohl Cornelia eine bevorzugte Behandlung genoss, fällt die Bewertung über den Trainer dennoch wenig schmeichelhaft aus: „Also der Trainer, das war eine Frechheit. Der hat einmal nach einer dreiviertel Stunde nach Unterrichtsbeginn gemütlichst den Beamer aufgedreht. Dann hamma aber schon die erste Pause gmacht. Dann hat oft sein Handy geläutet und er ist einfach telefonieren gegangen. Er ist auch imma rauchen gegangen, wann es ihm gepasst hat. Der hat sich alle Freiheiten genommen.“

So froh sie war, dass sie ihre Abschlussarbeit schreiben konnte, so enttäuscht war sie, dass dem Trainer einfach alles egal war. Sie meint zu mir, dass da gar keine Wertschätzung spürbar und dass das typisch gewesen sei: „Wenns't ka Arbeit hast, bist niemand!“

6 Die beschädigte Identität

Der Terminus der beschädigten Identität wird im Folgenden nach Goffman (1975), als Folge von Stigmatisierung verwendet. Die bisher beschriebenen Beispiele zeigen, in welcher Weise junge Arbeitslose Diskriminierungen ausgeliefert sind, vor allem durch Zuschreibungen simpler Kategorien wie *faul*, *unfähig*, *arbeitscheu*. Der Soziologe N. Elias spricht vom Überlebenswert der Stigmatisierung. Er meint, dass es kaum eine menschliche Gesellschaft gibt, die nicht dem Bedürfnis unterliegt, die Erhöhung der eigenen Gruppe durch Herabsetzung einer Teilgruppe zu verfolgen. Die kollektive Selbsterhöhung trägt zur Sicherheit bei. Die Techniken der Stigmatisierung erfüllen einen Überlebenswert (vgl. Elias/ Scotson 1990: 309). Das mag nun eine Erklärung für das Verhalten jener Gesellschaft sein, die sich auf der Seite der Erwerbstätigen und folglich Anerkannten befindet. Doch wie reagieren die Stigmatisierten mit ihrer dadurch beschädigten Identität (Goffman 1975)? Goffman spricht davon, dass man in dieser Situation versuchen kann, den Anlass für das Stigma zu beseitigen (vgl. Goffman 1975: 18). Im Falle der jungen Arbeitslosen wäre es die Aufnahme einer Arbeit, um wieder in die Gesellschaft als Mitglied, welches sich erwartungskonform verhält, integriert werden zu können. Ich habe aber auch andere Techniken, mit der beschädigten Identität umzugehen, beobachtet. Es geht dabei um eine Fortführung und Weiterführung einer Stigmatisierung innerhalb der Gruppe der jungen Arbeitslosen. Das deutet auf einen Prozess hin, den N. Elias und J.L. Scotson (1990) als notwendige Selbsterhöhung und als Überlebenswert betrachten.

Beide Techniken, sowohl die des Versuches wieder in den anerkannten Status der Erwerbstätigkeit zurückzufinden als auch die Form der Abgrenzung innerhalb der Gruppe der Arbeitssuchenden werden in den folgenden Kapiteln behandelt.

6.1 Zurück in die Erwerbstätigkeit?

„Niemand, der arbeitsfähig ist, kann sich legitim der Verpflichtung zur Arbeit entziehen. Dabei geht es nicht allein, aber vordringlich um Erwerbs- oder Lohnarbeit“ (Ganßmann 2006: 99). Dieser Glaubenssatz spiegelt sehr gut wider, welchen Repressalien oder zumindest Vorurteilen Menschen ausgeliefert sind, die gerade nicht im Arbeitsmarkt integriert sind.

Dass das Faktum arbeitslos zu sein am Selbstwertgefühl nagt, ist keine neue Erkenntnis. Diesem Umstand wird auch im Schulungszentrum am Josephsberg Rechnung getragen, indem Kurse für Selbstvermarktung angeboten werden, welche junge Arbeitssuchenden obligatorisch besuchen müssen. Das Ziel dieser Seminare ist es, die jungen Menschen „fit für den

Arbeitsmarkt zu machen“. Sie sollen lernen, sich in Bewerbungsgesprächen so zu präsentieren, dass ihre Chancen für einen Wiedereinstieg in die Arbeitswelt steigen. Die Themen wie „Sieben Tipps für erfolgreiche Selbstvermarktung“, „Ich und meine Wirkung“, „Authentisch sein“ oder „Positive Lebenseinstellung“ sollen das Selbstbewusstsein und Selbstwertgefühl stärken (www.eco-c.eu). Ich führe diese Kurse und gelange zu der Erkenntnis, dass die Selbstachtung durch den Status der Arbeitslosigkeit große Risse bekommt.

An einem Montagmorgen im September, es beginnt wieder ein neuer Kurs zu diesem Thema, eine Gruppe von vier jungen Menschen sitzt im Seminarraum. Alle grüßen freundlich. Ich erachte diesen Akt der Höflichkeit als einen guten, verheißungsvollen Start für diese Woche. Dennoch bin ich vorsichtig. Die Erfahrungen der letzten Wochen haben mir gezeigt, dass es überhaupt keinen Sinn ergibt, die Jugendlichen nach den Gründen ihrer Arbeitslosigkeit zu fragen und was sie in Zukunft besser machen könnten. Ich hatte in der Vergangenheit das hehre Ziel vor Augen, sie damit zu stärken und ihr Vertrauen zu gewinnen, wenn sie einmal alle Probleme der Vergangenheit, die zur Arbeitslosigkeit geführt hatten, ansprechen würden. Mit dieser Herangehensweise befand ich mich allerdings am falschen Dampfer, damit habe ich Schiffbruch erlitten. Denn die jungen Arbeitssuchenden präsentieren zumeist Schönwettergeschichten, die darin bestehen, dass kaum einer oder eine der jungen Arbeitssuchenden eingesteht, gekündigt worden zu sein; vielmehr seien Firmen- und Geschäftsschließungen der Grund ihrer Arbeitslosigkeit. Viele TeilnehmerInnen erzählen auch, dass sie selber gekündigt hätten. Aus Gründen der Scham und aus Gefühlen der Peinlichkeit versagt zu haben, schildern sie Versionen, die oft nicht den Tatsachen entsprechen. Darüber hat mich die Sozialpädagogin Helga aufgeklärt, als ich ihr einmal in voller Naivität über mein Erstaunen berichtet habe, dass offensichtlich fast alle TeilnehmerInnen in meinen Kursen am Josephsberg selber ihre Arbeit gekündigt hätten. Dem war aber nicht so, dem ist nicht so. ganz im Gegenteil, die meisten der jungen Arbeitssuchenden beschritten den üblichen Weg in die Arbeitslosigkeit, sie wurden gekündigt. Diese Erkenntnis führte zu einer Änderung meiner Strategie im Unterricht.

Nun mache ich der Gruppe den Vorschlag, sie sollten doch einmal darüber nachdenken, welche Themen sie im Zusammenhang mit Selbstvermarktung interessierten und was sie sich von mir erwarteten. Da sie lernen sollen, gute Präsentationen zu machen, bitte ich sie ihre Gedanken auf Flipcharts zu schreiben und eventuell auch Illustrationen anzufertigen.

Nils präsentiert als erster. Würde ich die Augen schließen und Nils nur zuhören, dann ergäbe sich ein völlig anderes Bild als jenes, welches sich hier im Seminarraum darstellt. Nils spricht in einer wunderschönen Sprache, seine Worte sind gut und treffend gewählt, sein Wortschatz umfassend, seine Stimmlage ist angenehm, teilweise etwas näselnd. Diese Tonlage lässt den Eindruck entstehen, Nils sei in einem Wiener Nobelbezirk aufgewachsen. Aber in welchem dramatischen Widerspruch steht sein äußeres Erscheinungsbild zu dieser Imagination. Er sieht mit seinen löchrigen Leinenschuhen, wobei die Schuhsohle sich in Auflösung befindet, mit seiner schmutzigen und ebenfalls löchrigen Jeans, der man beim besten Willen keinen Modegag andichten könnte, und mit seinem dünnen, ausgewaschenen T-Shirt völlig verwahrlost aus. Er ist sehr, sehr dünn, seine blasse Haut ist mit roten Flecken übersät. Er hat eine Zeichnung angefertigt, die er wie folgt kommentiert. Er deutet auf ein Bett, in dem zwei Personen liegen: „Also das bin ich mit meiner Freundin. Dort wäre ich jetzt am liebsten, da scheint auch die Sonne beim Fenster herein. Meine Erwartungen und Hoffnungen beschränken sich darauf, dass ich mir wieder eine Wohnung leisten kann, denn derzeit bin ich delogiert. Leider habe ich in der 7. Klasse das Gymnasium abgebrochen, mein Traum wäre Philosophie oder vergleichende Literaturwissenschaft zu studieren. Da müsste ich erst die Studienberechtigungsprüfung machen, aber das ist mein Ziel.“ Die anderen fragen ihn, was er bisher so gemacht hat. Nils ist 25 Jahre und hat mit 16 Jahren die Schule verlassen. Seine Antwort fällt ziemlich vage aus, weil er meint, dass er nicht viel gemacht hätte, „so ein bisschen im EDV Bereich aber auch bei Veranstaltungen.“ Nils meint prophylaktisch in der Pause zu mir, dass er sich gleich bei mir entschuldigen möchte, weil er auf Grund seiner ungeklärten Wohnungssituation oft sehr müde sein werde. Er ist nie mehr wieder aufgetaucht. Wochen später erzählte mir Uma, dass er es nicht geschafft hätte vom Drogenkonsum wegzukommen und deshalb auch viele Schulden hätte. Sie meinte, dass sei der „übliche Teufelskreis von Drogen, Schulden und Arbeitslosigkeit.“

Als nächster erhebt sich Theo. Mit den Worten „auf zum Schafott“ bewegt er sich sehr langsam zum Flipchart. Sein nicht zu übersehendes Übergewicht und seine tollpatschigen Bewegungen erinnern an ein Elefantenbaby. Er beginnt seine Präsentation mit einer Bitte an „all die Gescheiten da herinnen“, dass sie nachsichtig sein mögen, weil er nicht so gut reden könne. Er hätte das Reden nie gelernt, aber er würde es gerne gut können, weil er nicht die nächsten vierzig Jahre „der Dodel sein möchte“. Theo hat nach der Hauptschule eine Tischlerlehre gemacht, die er abgebrochen hat. In den letzten Jahren hat er am Bau gearbeitet, wohin er aber nicht mehr zurückkehren möchte. Lieber würde er Tischlerarbeiten machen, er weiß aber, dass er immer nur als Hilfsarbeiter angestellt wird und weniger verdient als auf der

Baustelle: „Aber die netten Kollegen am Bau, die halt i net länger aus, die denken immer nur ans Saufen.“ Er präsentiert nun sein von ihm gestaltetes Flipchart, auf welchem der Satz steht: „Das Leben ist ein Minenfeld!“ Darunter hat er sich selbst gezeichnet, mit einem Helm auf dem Kopf und einer Hacke in der Hand. Unterhalb seines Körpers werden, wie er sagt, die Minen sichtbar, die sein Leben bestimmen: Die Arbeit, die Zukunft, die Schulden und die Kredite. Er hat aber auch eine Seite gezeichnet, die die Sonnenseite seines zukünftigen Lebens darstellen soll: Ehe und Kinder. Seine Erklärungen zur Zeichnung unterstreicht er mit ausladenden Gesten. Er lacht sehr oft, dann entschuldigt er sich wieder bei den anderen KursteilnehmerInnen, dass er nicht so gut reden könne, weil er nur die Hauptschule besucht habe und nicht so gebildet sei. Dann holt er ein zweites Plakat hervor, auf welchem er seine Erwartungen an mich und dieses Selbstvermarktungsseminar verkündet: „Ich erwarte mir eine Verbesserung und Stärkung des zu verkaufenden Körpers und progressive Weiterbildung des menschlichen Selbstwertgefühls!“ Ich staune über seine Wortwahl und merke ein Gefühl der Beklemmung, wenn ich an sein Minenfeld denke. Die anderen loben seine Darbietung und kommentieren den Inhalt nicht weiter. Theo freut sich über die Anerkennung und meint selbstkritisch, dass er noch viel zu lernen hätte; die Gruppe sei für ihn ein Türöffner dorthin: „Ohne Ausbildung bist nix auf derer Welt, du musst dich hinaufarbeiten.“ Mir fällt auf, dass Theo durch das Lob der Kollegen so gestärkt war, dass sich seine Körperhaltung veränderte. Zumeist schlurft er langsam mit hängenden Schultern und Armen dahin, seine Beine scheinen von schweren Gewichten niedergedrückt zu werden. Nun aber, nachdem er sich für die anerkennenden Worte der anderen bedankt hat, bewegt er sich geradezu beschwingt von dem Flipchart zu seinem Sessel zurück.

Vor der Mittagspause präsentiert noch ein Teilnehmer seine Wünsche und Erwartungen. Sam's Eltern sind Koreaner, er ist in Wien geboren und bezeichnet sich auch als Wiener. Zu Korea habe er keine Beziehung, wie er sagt. Er hat sich selbst als Strichmännchen gezeichnet, darüber schwebt eine riesige Gedankenwolke, in welcher Wörter wie SUDOKU und das Kartenspiel UNO stehen, sowie „zzz“ als Zeichen für das Schlafen. Er möchte in diesem Seminar hauptsächlich Spaß haben und Spiele spielen. Sein Hauptinteresse gilt aber dem Schlafen. Der vierte Teilnehmer, der präsentieren soll, ist Daniel. Er gibt mir höflich aber klar zu verstehen, dass er sich gar nichts erwarte und dass er außerdem schon alles in der Handelsschule gelernt und gehört habe. Er möchte bald die Abendmatura machen und würde dann zu seinen Verwandten nach Amerika auswandern.

Nach der Mittagspause sollen die Teilnehmer einzelne Kapitel aus dem Lehrbuch zum Thema Selbstvermarktung exzerpieren und dann vortragen. Sie lachen viel und scheinen ihren Spaß

zu haben. Sie reden äußerst höflich und freundlich. Man spürt eine Form von Behutsamkeit in ihrem Umgang miteinander. Es fällt kein lautes Wort, sie gebrauchen keine unflätigen Ausdrücke. Sie entschuldigen sich, wenn sie beim Feedback ein wenig Kritik üben und behandeln einander wie rohe Eier. Wann immer ich sie beobachte und ihren Pausengesprächen folge, habe ich den Eindruck, sie hätten einen geschützten Raum für wertschätzendes Verhalten konstruiert.

Am nächsten Tag löse ich in der Gruppe mit einer Aufgabenstellung Ratlosigkeit und Verwirrung aus. Sie sollen darüber nachdenken, was sie an sich selber gut finden und was ihre Freundinnen und Freunde besonders an ihnen schätzen. Sie schütteln den Kopf und meinen, dass man doch nicht über sich sagen könnte, was gut ist, da würde ihnen nichts einfallen, man kann sich doch nicht selber loben. Ich lasse nicht locker und sage, dass sie über ihre gute Seiten, ihre Vorzüge nachdenken sollten, vor allem auch darüber, weshalb ihnen nichts dazu einfallen sollte. Nun scheinen sie gar nicht mehr zu wissen, was sie tun sollen. Sie beginnen Scherze über ihre Arbeitslosensituation zu machen, sie sprechen zynisch über ihre „Arbeitslosenselbsthilfegruppe“. Daniel meint, er fühlt sich wie das Kaninchen vor der Schlange. Mit dem Seufzer „sich selber loben ist aber schwer“ machen sie sich nach einiger Zeit doch an die Arbeit. Bei der anschließenden Präsentation meinen sie, dass sie noch nie darüber nachgedacht hätten, was sie an sich gut finden würden. Damit wird von ihnen sehr gut zum Ausdruck gebracht, dass sie in ihrer Situation als Arbeitsuchende keine Veranlassung sehen, irgendetwas Positives an sich zu erkennen, beziehungsweise, da sie beständig mit den Zuschreibungen von *faul*, *dumm* und *selber schuld* stigmatisiert werden, fällt es ihnen offensichtlich sehr schwer über vorhandene Fähigkeiten und Talente nachzudenken. Theo möchte mit seiner Präsentation beginnen. Er leitet seine Auftritte immer damit ein, dass er ja nicht so gebildet wie die anderen sei und nicht so gut reden könne. Er spricht aber dann sehr laut und deutlich ohne jegliche Scheu über seine Vorzüge: „Ich bin zynisch, ausdauernd, direkt, unverwundlich und belastbar. Meine Freunde schätzen an mir, dass ich eine saubere Lebensweise habe, Nichtraucher und ein Einzelkind bin. Außerdem bin ich ein guter Seelenklemmer.“ Mit zufriedener Miene kehrt er zu seinem Platz zurück. Daniel und Sam wollen gemeinsam über ihre guten Seiten sprechen: „Weil wir haben eh dieselben. Wir finden, dass wir offen sind, reif sind, und darauf sind wir stolz. Dann sind wir ehrlich, optimistisch, zielstrebig, gute Zuhörer. Und wir sind menschlich.“ Die beiden strahlen und sehen richtig glücklich aus. Offensichtlich haben sie gerade gemerkt, dass sie viele Vorzüge haben. Zuletzt geben sie noch ihr gemeinsames Lebensmotto „Lebe deinen Traum“ bekannt

und strahlen große Zuversicht aus. Theo kann sich dieser Stimmung nicht anschließen. Er verkündet, dass er am Montag wieder auf der Baustelle im Burgenland arbeiten werde; er brauche das Geld wegen der notwendigen Abzahlung seiner Schulden.

Nun tritt Cornelia vor und berichtet über ihre Situation. Sie ist Sozialpädagogin und ziemlich frustriert, da die Karenzvertretung, die sie in einem Behindertenheim für Kinder übernommen hatte, nicht in ein Angestelltenverhältnis übergegangen war, obwohl man es ihr versprochen hatte. Alle waren mit ihr zufrieden, aber es gibt einfach kein Geld für eine fixe Stelle. Cornelia ist jetzt arbeitslos und sitzt in diesem Kurs. Sie engagiert sich im Unterricht sehr, absolviert sorgfältig alle gestellten Aufgaben, aber sie ist bezüglich ihrer weiteren beruflichen Laufbahn sehr verunsichert. Was sie hier lernen möchte, sagt sie gleich zu Beginn. Der Kurs soll auf alle Fälle ihr Selbstbewusstsein stärken: „Weil i möcht´ schnell wieder a Arbeit und da muss i mi in Zukunft besser verkaufen können!“

Sie hat ein Bild gezeichnet, welches ihre derzeitige Lage darstellen soll. Auf dem Flipchart ist eine Zickzack Linie zu sehen, die sie wie folgt kommentiert: „Also, das soll heißen, dass i überhaupt net weiß, wo’s hingehen soll.“ Sie deutet auf die Sonne, den Regen, auf einen Blumentopf und einen Totenkopf. Diese vier Elemente sind miteinander verbunden, am unteren Ende erkennt man eine Stoppuhr über der ZU SPÄT steht. Cornelia meint, sie komme für alles zu spät, sie habe immer das Gefühl, zu spät zu sein. Während sie darüber spricht, steht sie ganz schief, zuckt mit den Achseln und beteuert immer wieder, dass sie ja arbeiten wolle, aber es sei so schwierig. Cornelia nützt fast jede Pause, um Stellenausschreibungen zu suchen und Bewerbungen abzuschicken. Nach zwei Monaten der Arbeitslosigkeit kehrt sie in den Behindertenkindergarten zurück. Ein Glück wie sie meint, sie ist nun wirklich angestellt. Cornelia hat es geschafft ihre beschädigte Identität durch den Gang zurück zur Erwerbstätigkeit hinter sich lassen zu können.

Das schaffen nicht alle. Viele junge Arbeitsuchende befinden sich schon monatelang am Josefsberg; es ist keine Arbeit in Sicht. Diese jungen Menschen greifen oft zu anderen Mitteln, um ihre Selbstachtung und ihren Selbstwert zu heben. Sie bewältigen das Stigma Arbeitslosigkeit mit Techniken des Zynismus, indem sie sich als Mitglied der „Arbeitslosenselbsthilfegruppe“ bezeichnen oder sich als „Staatsangestellte“ bezeichnen. Sie versuchen Arbeitszeiten vorzutäuschen, damit die Nachbarn nichts über deren Status der Arbeitslosigkeit erfahren. Sie wählen aber auch Möglichkeiten, ihr Selbstbewusstsein zu stärken, indem sie als Erniedrigte die Erniedrigten auszugrenzen versuchen.

6.2 Weiterführung der Stigmatisierung

Die jungen Arbeitsuchenden am Josephsberg greifen häufig zu Techniken, um die beschädigte Identität zu bewältigen (Goffman 1975), indem sie selber innerhalb der Gruppe der Arbeitsuchenden Akte von Stigmatisierungen setzen. Wenn sie schon relativ lange arbeitslos sind und die Hoffnungslosigkeit, keinen Arbeitsplatz zu bekommen, zunimmt, bedienen sich viele der Strategie der Abgrenzung, der Ausgrenzung und der Selbsterhöhung (vgl. Elias/ Scotson 1990: 309).

Die Gruppe der jungen Arbeitsuchenden stehen gemeinsam am Rande der Gesellschaft, sie spüren das Stigma, wie es Goffman beschreibt (vgl. Goffman 1975:15).

Sie erfüllen nicht die Erwartungen der Gesellschaft. Diesem Faktum der Gemeinsamkeit trachten einige zu entinnen. Die Beobachtungen zeigen, dass die Wurzeln für Abgrenzung und Ausgrenzung in den unterschiedlichen sozialen Schichten begründet liegen können; das heißt, dass am Josephsberg „drinnen“ eine Parallelwelt zur Gesellschaftsstruktur der Erwerbstätigen „draußen“ besteht. Den Grund für Stigmatisierung aber nur auf soziale Klassendifferenzen zu reduzieren, würde den Blickwinkel zu sehr einschränken. In den folgenden Schilderungen beschreibe ich Situationen, in welchen die stigmatisierten jungen Arbeitsuchenden am Josephsberg innerhalb ihrer eigenen Gruppe zu Mitteln des gegenseitigen Ausgrenzens und Abgrenzens greifen.

6.2.1 Charly und der Phyrussieg

Ein Beispiel für eine Person, die durch die Arbeitslosigkeit stigmatisiert wurde und sich nun durch Abgrenzung gegenüber den anderen jungen Arbeitslosen zu erheben versucht, ist Charly. Es ist die letzte Woche vor Weihnachten. Ein neuer Kurs beginnt. Ich betrete den Seminarraum und mein Blick fällt auf eine schwarze Gestalt. Charly trägt eine schwarze Hose, darunter lassen sich schwarze Stiefel erahnen, deren Sohlen enorm dick und breit sind. Sobald er sich zu bewegen beginnt, hört man das Geräusch von aufeinander schlagenden Ketten, die an seinen Schuhen angebracht sind. Angsterfüllte Kindheitserinnerungen an den Krampus werden bei mir wach. Die Aufschrift in schwarz phosphoreszierenden Buchstaben auf seinem schwarzen T-Shirt „*Raise your fist, your Angerfist*“ tragen auch nicht gerade zu einem behaglichen Gefühl bei. Er wirkt auch äußerst zornig und wütend, so als würde er im nächsten Moment, wie der Text am T-Shirt ankündigt, seine Faust gegen mich, gegen die Kollegen oder wen auch immer erheben wollen. Er tut es nicht. Stattdessen sitzt er abseits von den anderen in einer Ecke und wirkt einfach nur desinteressiert. Da in zwei Wochen das Neue Jahr beginnt, bitte ich die Teilnehmer sich über ein Jahresmotto Gedanken zu machen. Charly

zeichnet eine wunderschöne Waage, die mit ihren Verzierungen und Schnörkeln an die alten Küchenwaagen der Großmütter erinnert, darunter hat er den Satz „Bringe lieber alle(s) in Einklang als im Alleingang“ geschrieben. Dieses Jahresmotto steht im krassen Gegensatz zu seinem Auftreten, demonstriert er doch sehr eindrücklich den Alleingang im Raum.

Am nächsten Kurstag erscheint Charly wieder in schwarze Gewänder gehüllt, wobei seine lange, beinahe bis zum Boden reichende Strickjacke besonders auffällt. Dieser Strickjacke widmet er seine volle Aufmerksamkeit. Er sitzt wie üblich im äußersten Winkel des Seminarraums, beugt sich zu seinem schwarzen Rucksack hinunter, öffnet ihn umständlich und zieht sehr bedächtig einen Kleiderroller hervor. Dieser fällt durch seine ungewöhnliche Größe auf, gleicht er doch eher einem Tapeten- als einem Kleiderroller. Mit höchster Konzentration beginnt Charly geradezu liebevoll mit dem Roller über seine Strickjackenärmel zu streichen. Später zieht er die Jacke aus und widmet sich den Fusseln auf den restlichen Flächen der Jacke. Völlig versunken in diese Tätigkeit scheint er dem Unterricht und den Gesprächen der anderen nicht zu folgen.

Diese führen gerade eine stark von Emotionen aufgeladene Diskussion über das Verhalten der Kollegen am Arbeitsplatz und über die Behandlung der Chefs und wie sie selber mit den Vorgesetzten verfahren. Plötzlich meldet sich Charly aus seiner Ecke. Ich merke, dass er um eine gute und schöne Ausdrucksweise bemüht ist, was ihm nicht immer leicht zu fallen scheint. Zorn und Wut liegen in seiner Stimme, als er zum Thema Verhalten am Arbeitsplatz seine Theorie präsentiert: „Gute, perfekte Arbeit machen bringt nix, das erregt nur Neid. Ich hab’ mein Lehrgeld schon abbezahlt. Mein Motto ist nur mehr ´schwach anfangen und stark nachlassen`. Ich lauf nicht mehr durch brennende Reifen, nur damit i nachher einen Phyrussieg erreiche. Am Arbeitsplatz macht man am besten Angst, dann lassen sie dich in Ruhe.“ Er steht auf nimmt seinen Sessel, rückt diesen noch ein wenig weiter in die Ecke und setzt sich wieder. Gemächlich zieht er aus seinem Rucksack nun eine Kleiderbürste hervor und beginnt sich der Reinigung seiner schwarzen Hose zu widmen. Langsam werde ich neugierig, wie viele Putzgeräte sich noch in seinem Rucksack verbergen. Sein Ritual des Putzens baut eine unsichtbare Mauer gleich einem Schutzwall um ihn auf. So wie er dort mit seinen hüftlangen, schwarzen Haaren ganz in schwarz gekleidet sitzt, vermittelt er den Eindruck, eine spirituelle Handlung zu vollziehen, von der alle anderen im Raum ausgeschlossen sind. Dieses Gefühl der Ausgeschlossenheit und Abgrenzung scheint auch auf die übrigen TeilnehmerInnen überzuspringen, da sie Charlys Ausführungen nicht kommentieren. Gleichzeitig bezweifle ich, ob sie mit dem Ausdruck „Phyrussieg“ etwas

anzufangen wissen. Ich stelle fest, dass ich mit solchen Überlegungen geradewegs selber das Terrain der Stigmatisierung betrete. Davor ist niemand gefeit.

Charly meldet sich noch einmal in dieser Woche zu Wort, als der Begriff Religion fällt. Das Ritual läuft in derselben Art und Weise ab, wie beim vorigen Mal. Er scheint im Abseits sitzend in der Beschäftigung mit dem Kleiderroller, der Kleiderbürste und seinem Gewand völlig zu versinken, als auch diesmal plötzlich seine Stimme aus dem Hintergrund ertönt. Charly meldet sich zu Wort. Diesmal spricht er mit beherrschendem Ton über die geschichtlichen Hintergründe des Zölibates. Er holt sehr weit aus und nimmt sich die Bühne, um sein umfangreiches Geschichtswissen darzulegen. Er macht das, was Goffman (2003) „Die Selbstdarstellung im Alltag“ bezeichnet. Er nützt die Gelegenheit, um durch sein Verhalten, den anderen klar zu machen, dass er nicht plane, sich mit ihnen gleichzusetzen, oder wie Goffman meint: „Manchmal wird sich nun der Einzelne rein berechnend verhalten, das heißt, sich nur darum in einer bestimmte Weise ausdrücken, um bei den anderen den Eindruck hervorzurufen, der eine bestimmte, in seinem Interesse liegende Reaktion bewirken kann“ (Goffman 2003: 9f). Der Erfolg gibt ihm Recht. Die KurskollegInnen verstummen, sie hören zu oder auch nicht, auf alle Fälle stören sie seinen Redefluss nicht. Vielleicht sind sie beeindruckt, vielleicht auch gelangweilt. Sie stellen keine Fragen und haben offenbar seinem Wissen über die historische Entwicklung des Zölibates nichts entgegen zu halten. Von da an nennen sie Charly den „Intellektuellen“. Nach Beendigung seiner Rede breitet Charly mit zufriedener Miene die schwarze Strickjacke über seine Knie und nimmt sein Reinigungsritual wieder auf. Es gelingt ihm ausgezeichnet, sich von den anderen abzugrenzen, sei es durch ritualisierte Handlungen, die ihm in diesem Raum einen gewissen Nimbus der Unerreichbarkeit verleihen oder sei es, dass er sich mit wohlgesetzter Rede, die von Begriffen durchzogen ist, die nicht der hier am Josephsberg gepflogenen Alltagssprache entsprechen, über die Kurskollegen stellt. Möglicherweise ist sich der ausgebildete Schlosser Charly aber nicht sicher, ob das bei mir auch so angekommen sei; so erkläre ich mir sein Resümee nach der ersten Kurswoche.

Er stellt sich vor mich hin, reicht mir die Hand und wünscht mit einer tiefen Kopfverneigung „Frohe Weihnachten“, dann fährt er in einem äußerst lockeren Ton, ohne jegliches sonstiges Bemühen sich der deutschen Hochsprache zu bedienen, fort: „Ich bin so froh, dass in dem Kurs nicht der Supergau eingetreten ist, nämlich dass kein Junkie neben mir gesessen ist. Die brauch' i net, die Substitute, die da auf Entzug san. I wüll was lernen und die ziehen das Niveau so runter und dann orientiert ma sich an denen. Und dann kannst auf dem Niveau

lernen, dass du grüßen sollst beim Eingehen. Das brauch' i net, das waß i, das is ka Niveau. Die sollen uns net mit Junkies zsammentuan. Des brauch' i net.“

Die Abgrenzung zu den ehemals Drogenabhängigen, die auf Entzug sind und an den Schulungen teilnehmen, ist ein großes Thema innerhalb der KursteilnehmerInnen, wie mir auch Uma und Cornelia erzählten. Meine eigene Erfahrung mit jungen Arbeitssuchenden, die auf Entzug sind, entspricht weitgehend dem, was Charly gesagt hat. Durch die Einnahme von Substituten sind sie so beeinträchtigt, dass sie die meiste Zeit des Unterrichtes verschlafen. Das wird von den anderen KursteilnehmerInnen als Störung und Affront empfunden, müssen sie doch selber dem Unterricht folgen und sich in Gruppenarbeiten und bei Präsentationen engagieren. Gleichzeitig ist es für mich als Trainerin mühsam, dieselben Lehrinhalte immer wieder zu besprechen und zu wiederholen, außerdem langweilt es die anderen. Bis dato habe ich allerdings für dieses Problem auch keine befriedigende Lösung gefunden, da ich „die Junkies“, wie sie von allen KurskollegInnen genannt werden, nicht übergehen möchte. Ich erachte es als meine Aufgabe, ihnen die Chance zu geben, die Abschlussprüfung zu bestehen, was aus meiner Sicht ein Erfolgserlebnis für sie sein könnte. Ich bin mir allerdings nicht sicher, ob mein Wertekatalog bezüglich Motivation dem entspricht, was diese jungen Menschen darunter verstehen. Gleichzeitig langweilt die oftmalige Wiederholung von Lehrinhalten die anderen jungen Arbeitslosen, die nichts mit der Gruppe von Substituierten zu tun haben wollen. Aber es ist nicht nur diese Personengruppe, die ausgegrenzt wird, wie die Erzählung von der arbeitslosen Studentin Uma über ihren ersten Tag am Schulungszentrum Josephsberg beweist.

6.2.2 Eskalationsgaranten und arbeitslose Studierende

Das Verfahren der Exklusion innerhalb der Gruppe der jungen Arbeitssuchenden beschreitet verschiedene Wege, die Ursachen für Stigmatisierungen gehen auf unterschiedliche Wurzeln zurück.

Mit der arbeitssuchenden Studentin Uma rede ich über Vor- und Nachteile von heterogenen Gruppen in den Schulungen. Sie schildert ihren Eindruck am ersten Tag am Josephsberg so, dass sie das Gefühl hatte „als ob mir die Ohren bluten“. Sie findet die Heterogenität in der Gruppe unerträglich. Uma muss, wie sie sagt, zur Kenntnis nehmen, dass sie sich als Arbeitssuchende am Rand der Gesellschaft befände, wo sich aus ihrer Sicht die Ungebildeten tummeln. Sie bedient sich implizit derselben Zuschreibungen für Arbeitslose, wie sie die Gesellschaft anwendet, wonach diese als *faul* und *dumm* beschrieben werden. Uma sagt über

die anderen KursteilnehmerInnen: „Da gab es wenige Ausreißer, ich war auch die einzige Studentin in dieser Gruppe; es war wenigstens noch einer, der hat zumindest zu studieren begonnen, aber schon vor langer Zeit abgebrochen. Der hat auf alle Fälle den Intellekt gehabt, weiter zu machen, aber er hat halt keine Motivation gehabt zu diesem Zeitpunkt. Aber das war's dann bei weitem. Es war eine noch drinnen, die hat wenigstens die Matura gehabt. Und der Rest? Ich weiß es nicht mehr genau, aber nicht einmal Lehrabschluss.“ Uma rät über die Vor- und Nachteile von heterogenen Gruppen und kommt für sich zum zynischen Schluss, dass gerade die Menschen aus den unteren sozialen Schichten ihr die Kraft gäben, sich selbst auf die Schulter zu klopfen und zu sagen, dass sie nicht so blöd sei. Diese Menschen würden ihr zeigen, dass wenigstens sie selber schon einiges aus ihrem Leben gemacht und es schon weit gebracht hätte, auch wenn sie den akademischen Titel noch nicht in der Tasche hätte. Uma nimmt, wie diese Aussagen zeigen, die Selbsterhöhung als Mittel, um ihre beschädigte Identität zu bewältigen. Sie leidet während der gesamten Kurszeit, dass die Leute so „einfach gestrickt und bildungsfern“ sind, und vor allem, dass Drogenkranke auf Entzug am Kurs teilnehmen, weil sie sich dadurch sowohl gestört als auch verängstigt fühle. Als Konsequenz daraus distanziert sie sich von allen, die entweder der Gruppe der Drogenkranken angehören oder extrem aggressiv sind, die sie als „Störfaktoren“ und „Eskalationsgaranten“ bezeichnet. Sie möchte mit diesen Leuten nichts zu tun haben. Sie erzählt mir voll Stolz, dass sie sich immer bedeckt gehalten und nie etwas Privates über sich in diesem Umfeld erzählt hätte.

Nach ein paar Wochen lernt sie in einem Kurs Tobias kennen, dessen Intellekt sie als würdig erachtet, um mit ihm auch die Rauchpausen zu verbringen. Ich sehe die beiden fast jeden Morgen vor dem Schulungsgebäude stehen. Sie reden und rauchen, wobei die nicht zu übersehende räumliche Distanz zu den anderen RaucherInnen wohl kein Zufall ist.

Die Personen, die Uma als „Störfaktoren“ und „Eskalationsgaranten“ bezeichnet, sind Anlass für ein Telefongespräch mit der Sozialpädagogin Helga, die im Schulungszentrum am Josephsberg die Aufgabe hat, zwischenmenschliche Probleme von KursteilnehmerInnen zu lösen. Ich habe mir gerade eine zweiwöchige Auszeit vom Josephsberg genommen, da ruft mich eines Tages völlig aufgelöst Helga an. Erst vor kurzem hat sie mir ihre Einschätzung über die arbeitslosen Studierenden geschildert und gemeint, dass Studierende bei den anderen nicht besonders beliebt seien, „weil sie als arrogant und abgehoben eingestuft werden, so in der Abteilung, dass sie die realen Lebensproblematiken nicht kennen würden und so a bissel

verhächelt san. Sie werden a bissel als Upperclass eingestuft, aber net mit höherer Kompetenz, sondern eher so als verpopperlt (= verwöhnt, Anm. d. Vf.).“

Helga schildert mir einen Vorfall, so wie dieser ihr von der betroffenen Trainerin erzählt wurde. Die TeilnehmerInnen eines Kurses wurden aufgefordert, im Rahmen einer Gruppenarbeit einen Text auf einem Flipchart zu visualisieren. Eine Kursteilnehmerin – sie ist Studentin - wurde ausgewählt, das Plakat zu beschreiben, weigerte sich aber das zu tun. Worauf ein anderer Kursteilnehmer, ein „Alphamännchen“, so die Bezeichnung der Trainerin, ausrastete und meinte, dass sie sich wohl für etwas Besseres hielte. Dem ging zuvor, dass sich die Studentin schon abfällig über die Gruppe geäußert hatte, indem sie meinte, sie fühle sich hier inmitten der Hilfsarbeiter fehl am Platz. Der junge Arbeitslose und andere männliche Teilnehmer beschimpften die Studentin höchst aggressiv und bedrohten sie verbal. Daraufhin suchte sie unverzüglich Helga in ihrer Funktion als Sozialpädagogin auf, um Unterstützung und Hilfe zu bekommen. Helga erzählt mir am Telefon, dass die Studentin total aufgelöst, wütend und verängstigt zugleich war. Helga setzte sich dann dafür ein, dass diese „Eskalationsgaranten“ vom Kurs ausgeschlossen werden, hatte aber mit diesem Ansinnen bei der Projektleitung keinen Erfolg. Sehr empört berichtet mir Helga vom weiteren Verlauf des Geschehens: „Und irgendwie ist das alles dann eskaliert, weil sie haben dann auch die Trainerin, die noch dazu schwanger ist, bedroht und auch wieder die Studentin. Die Studentin ist nicht mehr erschienen, und die Trainerin hat verfrüht die Wehen bekommen, und ist nun zu Hause. Die Gewalttätigen sitzen noch immer im Kurs.“

Sie haben also gesiegt, ist mein erster Gedanke. Es ist sicherlich ein extremes Beispiel dafür, welche Formen die Stigmatisierung innerhalb der Gruppe der Arbeitssuchenden annehmen kann, aber es zeigt, welche Mittel eingesetzt werden, um sich über Ausgrenzungen und Abgrenzungen selbst zu erhöhen. Ob die Erzählung stimmt, dass diese Aggressoren hämisch grinsend die restliche Kurszeit verbracht hätten, weiß ich nicht, aber es ließe den Gedanken zu, dass sie sich darüber gefreut hätten, den Spieß einmal umgedreht zu haben. Die Strategien, die zur Selbsterhöhung eingesetzt werden sind unterschiedlich, einmal werden sie subtil eingesetzt in Form von Distanzierung und Rückzug, ein anderes Mal offensichtlich und brutal in Form von Erniedrigung und Gewaltandrohung. Die jungen Arbeitssuchenden am Josephsberg befinden sich in einer Parallelwelt, sie sind eine Parallelgesellschaft. Der Kampf um Macht und Überlegenheit ist allgegenwärtig, genauso wie der Kampf um Selbstachtung und Anerkennung.

Diese Kämpfe werden deshalb derart verzweifelt geführt, da ihre Identität durch den Status der Arbeitslosigkeit offenbar so beschädigt ist, dass jegliches Mittel gerechtfertigt erscheint.

6.2.3 Emil und die Anderen

Der arbeitsuchende Emil sucht Achtung und Aufmerksamkeit. Er erscheint in der ersten Kurswoche erst am Donnerstag. Die Türe geht auf, er grüßt kurz und reicht mir wortlos eine Krankenbestätigung. Er nimmt sich einen Sessel, packt ein paar Bücher und Skripten aus seinem Rucksack, breitet diese auf dem Tisch vor sich aus und beginnt in einer der Skripten zu lesen. Ich sage zunächst nichts, da mir solche Verhaltensmuster bereits äußerst vertraut sind, und warte ab. Die anderen Kursteilnehmer nehmen keine Notiz von ihm, auch nicht als er nach einiger Zeit den Kopf hebt und mit gelangweilter Stimme zu mir gewandt sagt, dass er lernen müsse, er habe morgen eine Prüfung. Daraufhin konzentriert sich sein Blick wieder auf das vor ihm liegende Skriptum. Seine Körperhaltung demonstriert „*Noli me tangere*“. Die unsichtbare aber wirkungsvolle Grenze, die er durch sein Verhalten gegenüber den anderen TeilnehmerInnen setzt, wird durch eine sichtbare untermauert. Vor ihm auf dem Tisch liegen nach allen Seiten hin Bücher und Skripten verstreut; sie bilden eine Barriere, eine Bastion gegen „den Pöbel, mit dem er nichts zu tun haben will“, wie er mir in der Pause in einem Gespräch erklärt. Emil hat in der fünften Klasse das Gymnasium abgebrochen, nun will er die Studienberechtigungsprüfung machen und danach Sportwissenschaften studieren. Mit seiner Art beim Reden die Vokale in die Länge zu ziehen, schwingen unendliche Langeweile und Müdigkeit mit. Im Laufe des Gespräches stellt sich heraus, dass er ein entfernter Bekannter meiner Tochter aus der Schulzeit ist. Diese Erkenntnis scheint ihn ein wenig aus der Lethargie zu reißen und er meint in verschwörerischem Ton, dass es wohl für mich kein Problem sein könne, ihn für die nächsten Tage als anwesend einzutragen. Er plane nämlich nicht zu erscheinen, ich werde ja doch wohl verstehen, dass er mit diesen Leuten hier nicht zusammensitzen möchte. Ich zeige kein Verständnis und habe überhaupt keine Absicht, Emil bevorzugt zu behandeln, was eine stille Wut bewirkt, wie mir seine vor Zorn funkelnden Augen zeigen. Abgesehen von meinem Unwillen, die jungen Menschen hier unterschiedlich zu behandeln, gibt es bezüglich Anwesenheiten ganz klare Vorgaben. Emil schmolzt für den Rest des Tages, versenkt seinen Kopf in den Büchern und sagt kein Wort. Da er für die anderen ohnehin nicht vorhanden zu sein scheint, reagiere ich auf seine passive Anwesenheit nicht. Emil hat mit seiner Strategie aufs falsche Pferd gesetzt, weder erweckt er durch sein demonstratives Interesse für das Biologiebuch vor ihm die Aufmerksamkeit der anderen TeilnehmerInnen, noch erreicht er bei mir eine Sonderstellung, die ihn von der vorgeschriebenen Anwesenheitspflicht hätte entbinden können. Doch Emil lässt nicht locker, am folgenden Montag überreicht er mir mit einem gewissen triumphierenden Gesichtsausdruck eine Krankenbestätigung für die letzten Tage seiner Abwesenheit. Dann

holt er nochmals zu einem Schlag aus, der für ihn sicher Erfolg versprechend schien, sich ein für alle Mal von den anderen abzuheben, indem er berichtet, welchen geistigen Herausforderungen er sich stellt. Kurz vor einer neuen Unterrichtseinheit - alle haben nach der Pause ihre Plätze wieder eingenommen - lässt er mich in lauten, klare Worten wissen, sodass es alle KursteilnehmerInnen hören: „Ich muss gerade eine Seminararbeit über Damaskus im Mittelalter schreiben. Die deutschen Universitäten haben viel besser Onlinebibliotheken als die Universität in Wien. Man sollte ohnehin nur im Ausland studieren!“ Wieder bleibt er auf der Eindrucksplatte auf der untersten Stufe stehen: die KurskollegInnen reagieren gar nicht auf seine Anmerkungen, und ich murmle irgendetwas unverbindliches, wie „es kommt drauf an“. Auch wenn Emil lieber in höheren universitären Sphären schweben möchte, fordere ich ihn auf, gemeinsam mit den anderen ein Kapitel im Kommunikationslehrbuch zu exzerpieren und zu präsentieren. Während sich die anderen gleich an die Arbeit machen, nimmt er betont langsam und mit gelangweiltem Gesichtsausdruck das Lehrbuch erst nach einiger Zeit in die Hand, nachdem er zuvor mit wichtiger Miene in seinen Büchern geblättert hat. Den Inhalt schreibt er in einer nachlässigen und kaum lesbaren Form auf ein Plakat, die Botschaft an alle Anwesenden ist klar: Weder interessiert ihr mich noch die gestellte Aufgabe. Die anschließende Präsentation hält er in einem leicht näselnden Tonfall. Mit diesem und einer betont lässigen Körperhaltung möchte er uns wohl mitteilen, dass das alles hier unter seiner Würde und er zu Höherem geboren sei. Kurz darauf erleidet sein Anspruch klüger und gescheiter zu sein als die anderen eine schmerzvolle Abfuhr.

Nach der Mittagspause ist es immer eine große Herausforderung für mich, die Aufmerksamkeit der Gruppe für Lehrinhalte zu gewinnen, weil sie müde sind und oft klagen, wie anstrengend der Kurs sei. Die Erfahrung der letzten Wochen hat mir gezeigt, dass das Lösen von Rätseln die jungen TeilnehmerInnen zumeist munter macht. Heute verteile ich Zetteln mit einer Konzentrations- und Kombinationsaufgabe mit dem Namen „Denkstraße“. Die KursteilnehmerInnen müssen fünf Familien fünf Häusern zuordnen. Eine Angabe lautet zum Beispiel so: „Familie Hinz wohnt nicht neben Familie Kunz, diese wohnt in keinem Haus mit ungerader Nummer“ und so weiter. Alle beginnen fürchterlich zu jammern, am lautesten Dragan. Er meint, er verstehe das Ganze überhaupt nicht und wolle nicht mitmachen.

Dragan stammt aus Bosnien und kam mit seinen Eltern als Kind nach Österreich. Er wollte Fußballer werden, aber die vielen Verletzungen, die er sich beim Spielen zuzog, haben diesen Berufswunsch vereitelt. Es scheinen aber auch andere Misslichkeiten seine Fußballkarriere verhindert zu haben. In einer Seminarpause erzählt mir Dragan, dass er eigentlich nicht

vermittelbar sei: „Na ja, i bin scho fünf Mal vorbestraft, imma Schlägereien, amal auch wegen versuchtem Totschlag, weil da hat der Freund von meiner Exverlobten ihr den goldenen Schuss gegeben und die war sofort tot. Und wie i den dann gsehen hab', hab' i zugschlag'n, fast wär' er tot gwesen, wär eh richtig gwesen, i bereu' nix.“ Er erzählt diese Geschichte mit Stolz in der Stimme. Von Wut, Zorn und Resignation getragen ist die Erzählung über seine Kindheit in einem Dorf in Niederösterreich. Er meint, weil er Ausländer war, sei er ständig bedroht worden, es hätte immer Schlägereien gegeben, die ihren Höhepunkt darin fanden, dass, „aner zückt das Messa und bohrt's ma ins Wadl und draht' no um und no amal bis zum Knochen – zwa Joahr Rollstuhl.“

Dragan hat zwar heute keine Lust das Rätsel zu lösen, beteiligt sich aber sonst sehr eifrig am Unterricht. Der Umgang mit mir zeichnet sich durch besondere Höflichkeit und Zuvorkommendheit aus. Im Gegensatz dazu, bereitet es ihm besonderen Spaß, die KurskollegInnen mit grauslichen Geschichten aus der kriminellen Szene zu schockieren. Ich habe bei seinen drastischen Schilderungen („Da ham's zwei Weiba und den Habera dazua im Solarium verbrennen lassen“) immer das Gefühl, dass Phantasie und Wahrheit verschwimmen, vor allem dann, wenn es sich um seine eigenen Beteiligungen bei den beschriebenen Taten handelt. Es mag allerdings sein, dass das alles durchaus stimmt und ich mich nur gegen all diese grauenhaften Geschichten schützen möchte. Die angespannte Körperhaltung der KurskollegInnen, das unsichere Lächeln und die spürbare Erleichterung, wenn Dragan aufhört zu reden, sprechen eine klare Sprache.

Die heutige Denkaufgabe bereitet große Schwierigkeiten, obwohl alle, auch Emil, mit Eifer versuchen, eine Lösung zu finden. Währenddessen hat Dragan seinen Kopf auf den Tisch gelegt und scheint zu schlafen. Zuvor hat er verlautet, dass er die ganze Nacht mit seiner Familie gestritten habe und nun müde sei. Plötzlich hebt er den Kopf, nimmt den Zettel mit der Denkaufgabe und beginnt darauf zu kritzeln. Nach kurzer Zeit, sagt er „fertig“ und reicht mir das Blatt Papier. Dragan schockiert nicht nur gerne, er macht auch oft Scherze. Das ist wohl einer davon, denke ich mir, als er mir den Zettel mit der Lösung überreicht. Er hat jede Familie zum richtigen Haus zugeordnet, alles stimmt, kein Scherz!

Ich bin sehr verblüfft und mache mir wieder einmal bewusst, wie bequem doch Vorurteile sind und wie beschämend es gleichzeitig ist, zu realisieren, dass sie nur mickrige Vorurteile sind. Emils Kampf um die Weihe des Gescheitesten und Klügsten in dieser Runde erleidet einen weiteren Tiefschlag, weil ihn noch zwei andere Kollegen bei der Rätsellösung überholen.

Emil erscheint erst wieder zur Abschlussprüfung. Er erreicht beim Onlinetest ein Punkteergebnis im Mittelfeld. Die Kurswoche ist zu Ende und ich bedanke mich bei allen dafür, dass sie die zu Kursbeginn getroffenen Vereinbarungen in Hinblick auf respektvollen Umgang untereinander und Pünktlichkeit so gut eingehalten haben. Da erfolgt ein Zwischenruf von Emil, der auf Konfrontationskurs geht und meint: „Na ja, pünktlich waren die aber nicht, das hätte besser sein können!“ Er hebt sich also auf das Podest der Pünktlichkeitsinstanz. Er maßregelt die KursteilnehmerInnen und gibt mir zu verstehen, dass ich wohl nicht über eine akzeptable Beurteilungskompetenz verfüge. Danach verlässt Emil grußlos den Raum; er wurde im Schulungszentrum am Josephsberg nie wieder gesehen.

6.2.4 Der letzte Tag als Arbeitsuchende

Ich spreche mit der angehenden Sozial- und Lebensberaterin Cornelia über ihre Zeit als Arbeitsuchende am Josephsberg und sie schildert mir ihren letzten Tag im Schulungszentrum und wie sie anschließend zur Arbeitsmarktservicestelle gegangen ist, um sich abzumelden. Cornelia ist zierlich und klein, sie schafft, wie sie sagt, „gerade die 1,5 Meter Latte“. Sie legt viel Wert auf ihr Äußeres, trägt dezentes Make up, ihre gepflegten langen, braunen Haare sind zu einem Rossschwanz zusammengebunden, die Fingernägel rot lackiert.

Am folgenden Montag beginnt sie ihren neuen Job, zuvor plant sie das Wochenende mit einer Freundin auf der *Tattoo Hot Road Show* in der Oststeiermark zu verbringen. Sie geht am Freitag, dem letzten Tag ihrer Arbeitslosigkeit, zu einer AMS Geschäftsstelle, um sich abzumelden. Da sie plant, gleich danach Richtung Oststeiermark zu fahren, hat sie sich herausgeputzt: „A Rockerl, hohe Schuah, a schönes Oberteil“. Sie schildert mir, welchen Verlauf der Nachmittag nahm. Sie nimmt ihren vierzig Liter Tramperrucksack über die Schultern und steuert ihren Weg Richtung nahe gelegenen Supermarkt, um für sich und ihre Freundin eine Jause zu kaufen. Was dann passiert, nennt Cornelia „wirklich göttlich“. Für mich ist die folgende Begebenheit ein eindrucksvolles Beispiel dafür, wie die gerade noch arbeitslose Cornelia ihre beschädigte Identität mit einem Akt der Selbsterhöhung zu reparieren versucht. Sie erzählt: „Also voll gestylt bin i dann zum SPAR gegangen. Da kommt ma a Typ entgegen, der war sicher so 1.90 und ziemlich absandelt mit einem Gipsfuß. I hab mir dacht, der solltert schon oba, der war scho halbert zerfallen. Dann sagt der zu mir ‘Hallo schöne Frau’. Er lebt scho seit vier Wochen auf der Straßn, und ob i zwei Euro hätt’, er würd’ sie gern was zum Essen kaufen. Dann hab’ i gsagt, das is a guate Idee, weil i eh grad zum SPAR geh und i kauf ihm was. Und dann samma zum SPAR gangen, i hab’ mir a Buttermilch gekauft und denk’ mir die ganze Zeit: komisch, der fragt mi gar net wegen an

Bier. Dann hat er aber eh gesagt, dass ihn a Bier mehr sättigen würd' als was zum Essen. Dann hab' i aber gesagt, das hamma net ausmacht. Er hat aber gemeint, dass ihn das Bier wirkli mehr sättigen würd'. Okay, dann hab' i gmant, weil's so haß is, kriegt er a Bier, aber er muss sie a was zum Essen kaufen, a Weckerl oder so. Darauf sagt er: 'Na, zwei Bier würden mi no mehr sättigen'. I hab aber gesagt: „Ohne Weckerl, ka Bier.“ Dann is er ggangen und hat gesagt, schau, das war das billigste Bier, i hab' extra das billige Bier gnommen. Dann hab' i gesagt, passt, aber wo is das Weckerl. Dann is er wirklich no amal zruckgangen und hat sich ans gholt und hat gmant: 'Schau, das is sogar Vollkorn, da hamma beide was davon.' Also, der hat mir wirkli aus der Hand gfressen, der war so was, also so was Gutmütiges, Patschertes hab' i mei ganzes Leben no net gsehen. Und dann samma zur Kassa gegangen, stellen unsere Sache so nebeneinander und er schiabt seine Sachen so füre zu meiner Buttermilch und sagt: 'Das zahlt sie alles zsammen'. Cornelia schüttelt abschließend den Kopf und meint, dass das alles so gut gepasst hätte, dass sie sich an einem anderen Tag nicht getraut hätte, mit diesem Typ zum SPAR zu gehen, „aber es war der letzte Tag beim AMS.“ Später meinte sie, dass eigentlich gar nichts zusammengepasst hätte, aber deshalb sei es auch so perfekt für sie gewesen.

Cornelia feierte den Tag, an dem sie das AMS und die Arbeitsuche hinter sich lassen konnte auf ihre Art und Weise. Sie betonte immer wieder, wie eingesperrt sie sich in diesem Schulungszentrum am Josephsberg gefühlt habe, und wie sie immer wieder flüchten wollte. Es machte Cornelia offensichtlich Spaß, die Schmach und Erniedrigung durch die (auch) finanzielle Abhängigkeit vom AMS mit dieser Handlung der Selbsterhöhung (vgl. Elias/ Scotson 1990: 309) auszugleichen.

Nun gehört sie wieder zu den Erwerbstätigen, sie verfügt über ein Einkommen, sie bestimmt darüber, wie das von ihr zur Verfügung gestellte Geld investiert wird. Sie erniedrigt nun selber, indem sie dem arbeitslosen Obdachlosen ganz klare Anweisungen erteilt, wofür er ihr Geld ausgeben darf. Sie verwaltet das Geld und gestattet ihm gönnerhaft, dass er sich auf Grund der sommerlichen Hitze ein Bier kaufen darf. Keine altruistische Gabe! All das, was ihr angetan wurde, gibt sie nun weiter. Auge um Auge, Zahn um Zahn. Zum Abschluss unseres Gespräches sagt sie mir voll Trotz und Genugtuung, dass sie ihre Kulturkarte für Arbeitslose, die zum freien Eintritt zu vielen kulturellen Veranstaltungen inklusive Kinobesuche berechtigt, sicher nicht zurückgeben werde.

6.3 Spielen um zu gewinnen

Wenn man davon ausgeht, dass die einzig ernstzunehmende Tätigkeit, der Ernst des Lebens, im wörtlichen Sinne, die Arbeit ist, dann bleibt, wenn man von der Arbeit absieht, das Spielen übrig, so beschreibt Hannah Arendt die gängigen Arbeitstheorien, die Arbeit im Gegensatz zum Spiel definieren. Sie meint allerdings, dass diese Arbeit-Spiel-Kategorie sehr allgemein sei, und die wirkliche Bedeutung woanders liege, nämlich in der Unterscheidung oder besser gesagt im Gegensatz von Notwendigkeit und Freiheit. Die Quelle der Freiheit scheint daher im Spiel zu liegen (vgl. Arendt 1981: 151, 447f).

Angewandt auf die jungen Arbeitslosen deute ich deren großes Bedürfnis nach Spielen als Gegengewicht zum Kurszwang. Der Aufenthalt im Schulungszentrum Josephsberg entspricht einem Arbeitsplatz, sich im Unterricht zu engagieren und Prüfungen zu absolvieren, kommt einer Arbeit gleich, für welche die jungen Arbeitsuchenden bezahlt werden. So formulierte einmal ein Trainerkollege die Situation der jungen Arbeitslosen im Schulungszentrum am Josephsberg, die aus seiner Sicht nicht ohne Arbeit sind, aber nicht als erwerbstätig gelten. Betrachtet man das so, dann trifft die Arbeit Spiel These im Sinn von Notwendigkeit und Freiheit gut auf die jungen Arbeitsuchenden vom Josephsberg zu.

Es gibt noch einen zusätzlichen Aspekt des Spielens, nämlich der Aspekt des Wettbewerbes. Arbeitslose Menschen bekommen meist nicht die Zuschreibung erfolgreich zu sein, sie erfüllen nicht die Erwartung der Gesellschaft: „Die moderne Gesellschaft versteht Erfolg als soziale Durchsetzung im Wettbewerb, die sich an Indikatoren wie Macht, Geld, Titel oder Prestige ablesen lässt“ (Neckel 2004: 65). Beim Spielen besteht die Möglichkeit zu gewinnen und als Siegerinnen und Sieger den Erfolg genießen zu können. Ich deute die Lust am Spielen und die Freude am Wettbewerb mit der Option zu den GewinnerInnen zu gehören als Kompensation für den gegenwärtigen Status als junge Arbeitsuchende. Die Gesellschaft sieht die jungen Arbeitslosen doch eher in der Rolle der VerliererInnen.

Das Spielen nimmt am Josephsberg viel Zeit und Raum ein. Die Arten des Spielens reichen von Kartenspielen über bekannte Gesellschaftsspiele und Lösen von Rätseln bis zu Computerspielen. Ich erinnere mich an Uma und Tobias, die in jeder Pause aus dem Seminarraum in den benachbarten Computerraum eilten, um dort *Farmville* zu spielen. *Farmville* ist ein Computerspiel, und wie der Name schon andeutet, handelt es sich um die Beschäftigung mit Landwirtschaft. Die Spieler können Land kaufen und mit landwirtschaftlichen Produkten bebauen. Der entscheidende Wettbewerbsfaktor in diesem Spiel ist die Ernte. Der Ertrag bestimmt die Höhe der Einnahmen. Uma und Tobias waren

geradezu besessen von diesem Spiel. Sie baten mich wegen der anfallenden Arbeiten wie säen und ernten, die Unterrichtspausen dementsprechend zu planen und bereits in der Früh festzulegen. Die virtuelle Landwirtschaft musste betrieben werden. Die Begründungen für genaue zeitliche Festlegungen der Pausen hören sich von Uma folgendermaßen an: „Ich muss noch vor 10 Uhr die Erdbeeren ernten, sonst verderben sie; dann sollte ich aber wieder ein bisschen säen, weil der Reis braucht ja 12 Stunden bis ich ihn ernten kann. Na ja und dann brauch’ ich noch eine ganz lange Pause, weil ich muss wieder Land kaufen.“ Sie reden über Begriffe wie *farm coins* und *farm cash*, die in diesem Computerspiel verwendet werden, und wie sie noch mehr Geld verdienen könnten. Die Landwirtschaft ist pure Fiktion, der Wettstreit um den höheren Gewinn ist Realität, wie dem Vorwurf von Tobias an Uma zu entnehmen ist. Er betritt an einem Montagmorgen den Seminarraum und meint zu ihr: „Wo warst’ denn heute in der Früh, da hab’ ich allein rauchen müssen. Sag’ jetzt net, dass du im Computerraum schon ernten warst, das ist unfair! Weil du hast eh schon mehr verdient als ich.“ Uma bestätigt das zögernd, verteidigt aber ihr Vorgehen mit den Worten: „Du hast am letzten Wochenende die ganze Zeit gesät und geerntet, da hab’ i nix gmacht, da war i mit meinen Freundinnen unterwegs.“ Die beiden führen ihre Wettbewerbsgespräche weiter und meinen dann zu mir gerichtet: „*Farmville* rettet uns, weil irgendwie müssen wir uns doch beschäftigen. Und das ist auch kein dummes Spiel, du brauchst eine gute Strategie, dann kannst du echt reich werden.“ Uma räumte allerdings später in einem Gespräch ein, dass sie einfach in dieses Spiel „hineingekippt“ sei, sie musste sich mit etwas ablenken. Seitdem sie nicht mehr arbeitslos ist, ärgert sie sich, dass sie die Zeit am Josephsberg nicht besser genützt hätte. Bücher für die Universität zu lesen wäre besser gewesen, aber die Umgebung sei nicht motivierend gewesen. Spiele dienen also zur Ablenkung und zum Zeitvertreib für die jungen Arbeitsuchenden, sie sind ein Ansporn, sich mit anderen in einem Wettstreit zu messen und sie produzieren Erfolgserlebnisse.

Die junge arbeitslose Buchhändlerin Jackie würde auch gerne spielen, da sie aber zumeist die einzige Kursteilnehmerin ist, gibt es keine SpielpartnerInnen für sie. Eines Morgens verkündet sie mir, dass sie bis zu Jahresende 100 Bücher gelesen haben möchte, es ist nun November und sie liest gerade das 85. Buch in diesem Jahr. Sie meint, dass sie das schon schaffen würde, schließlich brauche sie ein Erfolgserlebnis. Sie möchte die Studienberechtigungsprüfung machen und danach Literatur studieren. Jackie bezeichnet sich als „Buchjunkie“, sie verbringt den Grossteil ihrer Freizeit mit Lesen. Wir unterhalten uns über Literatur und ihre Lieblingslektüre. Sie erstaunt mich mit ihrer Aussage, dass sie zu Hause alle Biographien über Serienmörder hat, weil „mich interessiert einfach das Leben von

Mördern, wie die so sind.“ Sie erzählt mir Details über den steirischen Prostituiertenmörder Jack Unterweger, über den sie viel Material in Form von Fernsehaufzeichnungen und Interviews aus Illustrierten gesammelt hat. Wie sie mir dann ihre Begeisterung für Bücher über schwarze Magie schildert, bin ich nicht mehr überrascht. Der Titel des Buches, welches vor ihr auf dem Tisch liegt „Ein Quantum Blut“ unterstreicht ihre blutrünstigen Vorlieben. Da klingt das Buch mit dem Titel „Engel der Verdammnis“ dagegen harmlos. Im Kontrast dazu vertraute Jackie mir einmal an, dass sie gerne das Leben von Jane Austen gelebt hätte: „Mit schönen Kleider im Garten zu sitzen und immer Zeit zu haben, Bücher zu lesen. Das wäre ein sorgenfreies Leben!“ Ihr Spiel ist das Lesen, ihre Form der Ablenkung ist das Abtauchen in die Welt der Bücher.

Aber zurück zur Spielleidenschaft von Uma und Tobias. Als Ersatz für die Zeit, in der der Computerraum nicht verfügbar ist und sie daher keinen Zugriff auf das Spiel *Farmville* haben, greifen die beiden auf das klassische Spiel „Stadt, Land, Fluss“ zurück. Auf Anregung von Uma werden die Begriffe noch um „Todesursache“ erweitert. Sie ist auch diejenige, die mit Begeisterung nach besonders grauslichen Todesursachen sucht, wie ich mich vergewissern kann. Sie bitten mich stumm das Alphabet zu sagen, bis Uma oder Tobias „Halt“ sagen; so werde ich Zeugin, wie Tobias für den Buchstaben G Gallenerkrankung nennt, während Uma sich für Gehenktwerden entscheidet. Bei E fällt Tobias Erbrechen ein. Uma schmückt die Todesursache Ertrinken noch mit einigen unheimlichen Details aus und gerät dabei richtig in Fahrt. Dann meint sie aber mit leuchtenden Augen, dass Elektroschock noch besser sei. Findet bei dem Buchstaben F Tobias einen Fiakerunfall lustig, schlägt Uma ein Furunkel vor und erzählt sehr drastisch eine Geschichte, in welcher eine Person durch ein oder mehrere Furunkel elend zu Grunde gegangen sei. Der Gesichtsausdruck von Tobias zeigt, dass sich seine Begeisterung über Umas Geschichten in Grenzen hält und er schlägt vor, den Begriff Todesursache wieder aus dem Spiel zu nehmen. Dem widersetzt sich Uma vehement, weil sie meint, dass Todesursache überhaupt der wichtigste Begriff sei, sonst wäre das Spiel langweilig. Sie spielen, wie sie sagen, zum Zeitvertreib und, um zu gewinnen.

7 Die Welt der jungen Arbeitsuchenden vom Josepshsberg

Das Schulungszentrum Josepshsberg gehört zu den zahlreichen Bildungseinrichtungen in Wien. Diese Weiterbildungsinstitution ist für die Schulung von Arbeitslosen zuständig. Die Geschäftsstellen beziehungsweise die MitarbeiterInnen des Arbeitsmarktservice entscheiden darüber, ob und welche jungen Arbeitsuchenden diverse Schulungsmaßnahmen besuchen sollen. Das Schulungszentrum Josepshsberg ist eine soziale Einrichtung im Sinne von Goffman, der solche Gebäude, in welchen regelmäßig eine bestimmte Tätigkeit ausgeführt wird, als Anstalten oder Institutionen bezeichnet. Er führt aus: „Jede Institution nimmt einen Teil der Zeit und der Interessen ihrer Mitglieder in Anspruch und stellt für sie eine Art Welt für sich dar“ (Goffman 1973: 15) und beschreibt weiters die Funktion von Institutionen: „Die verschiedenen erzwungenen Tätigkeiten werden in einem einzigen rationalen Plan vereinigt, der angeblich dazu dient, die offiziellen Ziele der Institution zu erreichen“ (Goffman 1973: 17f). Beide Beobachtungen und Definitionen treffen vorzüglich auf das Schulungszentrum Josepshsberg zu.

Wird man nämlich an diese Institution verwiesen oder „verdonnert“, - wie die arbeitssuchende Anna mir einmal ihr Gefühl geschildert hat, als sie erfahren hatte, dass sie die dort angebotenen Schulungen besuchen müsse - ist es erforderlich, sich bei einem der Informationstage am Josepshsberg einzufinden.

Im Zuge des Sammelns von Datenmaterial nehme ich aus Interesse immer wieder an diesen Veranstaltungen teil, ist es doch die erste Kontaktaufnahme der jungen Arbeitsuchenden mit dem Schulungszentrum am Josepshsberg. Heute haben sich ungefähr zwanzig junge Leute im Seminarraum eingefunden. Wenn ich sie so betrachte, wirken sie weder erwartungsvoll noch aufgeregt, sondern eher ruhig und in sich gekehrt; manche blicken unsicher durch den Raum, setzen sich erst nach einigem Zögern auf einen Sessel. Niemand spricht, die Stimmung ist nicht wie oft in solchen Situationen angespannt, nein, es gibt eher gar keine Stimmung. Jeder sitzt für sich allein, Gespräche und Kontakte mit den anderen werden vermieden, eine totale Leere erfüllt den Raum. Dann erscheint eine Trainerin, die die jungen Arbeitsuchenden über die Ziele der kommenden Ausbildung informiert, die als „offizielle Ziele der Institution“ (vgl. Goffman 1973: 17) gelten. In einer Power Point Präsentation werden Begriffe wie *Qualifizierungsplan*, *Karriereplan*, *Weiterbildung* vermittelt. Die Institution Josepshsberg übernimmt also die Aufgabe, die Jugendlichen bei der Erarbeitung ihrer beruflichen Laufbahn und bei der Arbeitsplatzsuche zu unterstützen. Außerdem werden der Erwerb von Qualifikationen und Zertifikaten, die am Arbeitsmarkt gefragt sind, in Aussicht gestellt sowie

die Schulung von sozialen Kompetenzen. Langsam beginnen einige aus der Lethargie zu erwachen und stellen Fragen. Die Fragerituale erfolgen immer nach demselben Schema: zwei bis drei Personen exponieren sich und stellen eifrig Fragen, indem sie versuchen den Eindruck von Interesse und gleichzeitig auch Kompetenz zu erwecken; das klingt dann so: „Ich habe gehört, dass es eine Ausbildung in EDV gibt; ich habe schon bei einer Computerfirma gearbeitet, kommt das dann für mich in Frage?“ Im Gegensatz zu diesen durchaus konstruktiven Wortmeldungen finden sich immer ein paar Gegenstimmen, die auf der Demotivationswelle schwimmen und meinen: „Das brauch’ i net, das hülft’ ma net, das wüll’ i net.“ Der größte Teil der Arbeitsuchenden sitzt allerdings stumm und teilnahmslos im Raum. Ihr Gesichtsausdruck zeigt weder Begeisterung noch Ablehnung; ich schaue in leere Gesichter, die keine Gefühlsregungen erahnen lassen. Sobald die Trainerin über die verpflichtende Anwesenheit bei den Schulungen von Montag bis Freitag von 8 bis 14 Uhr und an einzelnen Tagen bis 16 Uhr spricht, kommt Bewegung in die Gruppe. Mit einem Schlag scheinen alle zu erwachen, ein Raunen geht durch die Menge. Die Unmutsäußerungen, die sich gegen Zwang und Kontrolle richten, werden laut. Die negative Stimmung verstärkt sich, sobald die Trainerin von den Sanktionen spricht, die mit unentschuldigtem Fernbleiben verbunden sind. Die Welle der Empörung, die ja wenigstens noch auf Energie hindeutet, weicht einer stillen Resignation, wenn die Trainerin verkündet, dass auch negative Leistungen in den Schulungen und disziplinierte Verstöße zu Kursausschlüssen führen können, deren Konsequenz der Verlust des Arbeitslosengeldes sei.

Das Ende der Veranstaltung ist erreicht. Alle erheben sich und verlassen den Raum. Vor mir bleibt eine junge Frau vor einem riesengroßen Poster an der Wand stehen, welches die *Golden Gate Bridge* von San Francisco mit dem Titel „Die Brücke zum Erfolg“ zeigt. Ihr lapidarer Kommentar zu einer anderen jungen Arbeitslosen lautet: „Da kannst die glei’ obistürzen, dann bist wenigstens glei’ tot.“ Nach der Veranstaltung bleiben die jungen Leute oft noch rauchend und redend auf dem Platz vor dem Schulungsgebäude stehen.

Am darauf folgenden Montag beginnt ein neuer Kurs. Erfahrungsgemäß wird nur ein Drittel der TeilnehmerInnen der heutigen Informationsveranstaltung zum Kursbeginn wieder erscheinen, um mit der Schulung zu beginnen. Warum nur so wenige zu den Schulungen kommen, fragte ich einmal die Leiterin dieses Projektes für junge Arbeitsuchende am Josephsberg. Sie meinte nur achselzuckend: „Die wollen halt’ nicht.“ Der Zwang, die Kontrolle und das Gefühl einer Schulsituation - mit Unterrichtszeiten von 8 bis 14 Uhr - der die meisten gerade erst auf Grund ihres jungen Alters entkommen waren- , ausgeliefert zu

sein, scheinen die hauptsächlichen Demotivationsfaktoren zu sein. Meine Beobachtungen und Gespräche mit den jungen Leuten deuten darauf hin.

Aber auch das Schulungsgebäude und die Umgebung, der Standort des Gebäudes am Rande der Stadt sowie die damit schwere Erreichbarkeit scheinen einen Einfluss darauf zu nehmen, dass die jungen Arbeitsuchenden zumeist nur widerwillig das Schulungszentrum Josefsberg besuchen, wiederkommen und auch für den Zeitraum einer Schulungsperiode bleiben.

7.1 Endstation Schulungsmaßnahme

Das Gebäude Schulungszentrum Josefsberg befindet sich an der Endhaltestelle eines öffentlichen Verkehrsmittels an der Peripherie von Wien. Wenn Goffman von der gesellschaftlichen Stigmatisierung spricht (Goffman 1975), dann bedeutet das Stehen am Rande der Gesellschaft auch ein physisches Ausgrenzen an den Stadtrand. Die Metapher wird zur sichtbaren Realität.

So meinte einmal Uma zu mir: „Du bist da ja im Schulungszentrum abgeschottet am Rande von Wien, so wie Aussätzige!“ Ihre Aussage deutet einerseits auf das Gefühl der Stigmatisierung der Arbeitslosen, andererseits wird das Bedürfnis der Gesellschaft sichtbar, diejenigen, die sich nicht erwartungskonform verhalten, an den Rand zu drängen und sie in eine räumlich möglichst entfernte Institution zu sammeln.

Ich erinnere mich an meinen ersten Arbeitstag mit den jungen Arbeitsuchenden am Josefsberg im Sommer 2009. Ein Blick auf den Stadtplan zeigte mir, dass der Standort des Schulungszentrums weit in einem Außenbezirk von Wien es mir unmöglich machen würde, die ganze Strecke mit dem Fahrrad zu bewältigen. Daher beschloss ich den innerstädtischen Teil mit dem Fahrrad zu fahren und dann auf ein öffentliches Verkehrsmittel umzusteigen, welches mich zum Josefsberg bringen würde. Schon am ersten Schulungstag wurde ich von einem Kursteilnehmer darauf aufmerksam gemacht, dass sie den Zug den „Arbeitslosenzug“ nennen. Warum nennen die Arbeitsuchenden diesen Zug „Arbeitslosenzug“? Der arbeitslose Tobias meinte einmal zu mir, man müsse nur die Fahrgäste genau betrachten, dann wüsste man sofort, wer zum Josefsberg fährt. Er komme immer mit dem Auto seiner Freundin, weil er sonst, „schon in der Früh die totale Krise bekommen würde, mit all den Junkies und Arbeitslosen in einem Zug sitzen zu müssen.“ Ab dem nächsten Tag beobachtete ich die Fahrgäste und stellte fest, dass in diesem Zug ein Großteil der Personen tatsächlich bis zur Endhaltestelle fährt und sich dann Richtung Schulungszentrum Josefsberg bewegt. Zumindest trifft das auf die Zeit kurz vor acht Uhr in der Früh zu. Vor kurzem fuhr ich gegen

18 Uhr mit dem gleichen Zug in Richtung Josephsberg, um im Schulungszentrum an einem Meeting teilzunehmen. Bei jeder Haltestelle beobachtete ich ein Kommen und Gehen der Fahrgäste, ein geschäftiges Treiben. Menschen aus unterschiedlichen Altersgruppen redeten laut miteinander, manche hielten Einkaufsäcke von Mode- oder Parfümeriegeschäften in der Hand, andere telefonierten mit ihrem Handy über die Abendgestaltung. Kurzum ich hatte den Eindruck, dass ein ganz gewöhnlicher Arbeitsalltag sich dem Ende zuneigte und die Menschen auf der Fahrt nach Hause waren. Die Erwerbstätigen kehrten heim, sie machten einen zufriedenen Eindruck.

Das trifft definitiv auf die Fahrgäste des Morgenzuges Richtung Josephsberg nicht zu. Diese Passagiere fahren in eine Richtung, die sie prinzipiell nicht einschlagen wollen. Sie fahren zu einer Schulung, die vom AMS als Schulungsmaßnahme bezeichnet wird, zu der sie auf Grund ihres Status der Arbeitslosigkeit gezwungen worden sind. In jenem Zug fällt mein Blick auf eine junge Frau. Es verspricht ein heißer Sommertag zu werden. Sie trägt Jeans, die unter der Hüfte ansetzen und darüber ein trägerloses T-Shirt. Ihre Haut ist bedeckt mit zahlreichen Tätowierungen. Es gibt kaum einen Teil der Haut, der nicht von Ornamenten, Schriftzügen, Mustern überzogen wäre; ein großer Engel bedeckt ihr ganzes Schulterblatt. Obwohl ich meinen Blick nicht von den Tätowierungen abwenden möchte, schweifen meine Augen weiter. Die junge Frau trägt eine große Umhängetasche, auf der ein runder, weißer Button angeheftet ist, worauf folgendes steht: „I am in a bad mood today“. Dass es mit ihrer Laune nicht zum Besten steht, ist ihrem Gesichtsausdruck zu entnehmen; aber eigentlich sieht sie nicht schlecht gelaunt, sondern traurig aus. Diesen Gesichtsausdruck teilt sie mit vielen anderen Jugendlichen, die mit dem „Arbeitslosenzug“ fahren. Bis zur Endstation entdeckte ich noch einige traurige Gestalten, sei es, weil ihr Blick völlig ausdruckslos ist, weil sie eine sehr blasse Gesichtsfarbe und blaue Lippen haben oder sei es, weil ihre Gesichter mit so vielen Piercings übersät sind, dass allein der Anblick schon traurig stimmt. Das ist allerdings meine völlig subjektive Meinung, die davon geprägt ist, dass Piercings unangenehm bis schmerzhaft sein müssen. Diese Meinung teilen die Betroffenen nicht; es handelt sich also um die Beurteilung einer Außenstehenden.

Der Zug zur Endstation Arbeitslosigkeit wird aber nicht nur von den jungen Arbeitssuchenden wie Tobias gemieden, wenn die Möglichkeit einer anderen Fahrmöglichkeit besteht. Der Wunsch nach Abgrenzung zu den Arbeitslosen, die nicht „im selben Boot“, das heißt im selben Zug mit dieser Gruppe von Stigmatisierten sitzen wollen, erfasst auch andere Personen wie ich in einem Gespräch von meiner Kollegin Maria, der Betriebskontakterin am Josephsberg, erfahre. Sie ist zwar auf den „Arbeitslosenzug“ angewiesen, wie sie meint, weil

sie kein Auto habe, aber: „Ich hab’ so meine Strategie. Also, ich steig’ meistens eh net in den Waggon ein, wo die Arbeitslosen sitzen, weil i mir denk’, das halt’ i net aus, dass i da mit meinen Klienten anreisen muss. Na ja und nach dem Kurs, nein, das klingt jetzt so arg, aber da renn’ i do net mit denen zum Zug? Nein, da denk i mir, na bitte, das brauch i jetzt nicht unbedingt und nehme deshalb meistens erst den nächsten Zug oder einen anderen Waggon. Aber meine Kollegin Gerda, die lasst sich schon anquatschen. Also i red’ mit niemanden von dem Klientel auf der Straßn, na das hab’ i nur zwei, dreimal gemacht. Nein danke.“ Weder Helga noch Tobias möchten außerhalb der Schulungszeiten mit den jungen Arbeitsuchenden in Kontakt treten. Es wirkt auf mich, als ob sie sich vor diesen Menschen schützen und von ihnen abgrenzen wollten. Offenbar ist das Stigma der Aussätzigkeit wie es oben Uma bezeichnet hat als Metapher sehr bedrohlich. Diese Beobachtung mache ich auch, wenn ich mich in der Mittagspause in der Umgebung des Schulungszentrums Josephsberg umsehe.

7.2 Der Josephsberg - „eine total Institution“?

Wenn man die Endhaltestelle des Zuges zum Josephsberg erreicht und sich in Richtung Schulungsgebäude begibt, passiert man Einfamilienhäuser, die sich wie Festungen präsentieren. Man kann sich nicht des Eindruckes verwehren, dass die BewohnerInnen dieser Häuser sich vor irgendetwas schützen und abgrenzen wollen. Inmitten dieser Kleinhäusersiedlung erscheint das Schulungszentrum Josephsberg mit seiner Höhe von sieben Stockwerken wie ein Fremdkörper. Als ich das erste Mal durch diese schmale Gasse, die von Einfamilienhäusern gesäumt wird, zum Josephsberg ging, drängte sich der Verdacht auf, dass die Anrainer sich vor dem Schulungsgebäude abgrenzen, vor den „Insassen“ des Schulungsgebäudes abschließen wollten.

Ich war gleich von den Gedanken erfasst, ob der Begriff der „totalen Institution“, so wie Goffmann Anstalten definiert, auf den Josephsberg zutreffen könnte. Ist also der Josephsberg eine „totale Institution“, wenn Goffman diese wie folgt beschreibt: „Ihr allumfassender oder totaler Charakter wird symbolisiert durch Beschränkungen des sozialen Verkehrs mit der Außenwelt sowie der Freizügigkeit, die häufig direkt in die dingliche Anlage eingebaut sind, wie verschlossene Tore, hohe Mauern, Stacheldraht, Felsen, Wasser, Wälder oder Moore“ Solche Einrichtungen nenne ich totale Institutionen [...]“ (Goffmann 1973:15f). Mein erster Eindruck von außen betrachtet, lässt die Annahme nicht zu, dass der Josephsberg den Charakter einer „totalen Institution“ hätte. Es fehlen die äußeren Zeichen eines Bollwerkes, eines Schutzwalles! Dass Felsen, Wasser, Wälder oder Moore fehlen, ist natürlich den

geographischen Gegebenheiten zuzuschreiben; ich erkenne aber auch keine Anzeichen von Stacheldrahtzäunen oder hohen, unüberwindbaren Mauern, genauso wenig wie ich auf verschlossene Türen treffe.

Der Anblick der angrenzenden Einfamilienhäuser lässt mich innehalten und darüber nachdenken, ob hier eine optische Umkehrung der totalen Institution stattgefunden hat. Wie soll ich sonst die Verbarrikadierung der Häuser mit Stacheldrahtzäunen und Betonmauern deuten, wenn dies nicht ein paradoxer Spiegel einer totalen Institution wäre. Meine These ist daher, dass die Anrainer unter dem Motto handeln: „Beschützt ihr uns nicht vor den Ausgegrenzten, müssen wir zur Selbsthilfe greifen und uns selber und unsere Häuser schützen!“ Sie verwenden Ausgrenzungssymbole, die aus Gründen der Stigmatisierung im Verständnis der Anrainer in Wirklichkeit das Schulungszentrum Josephsberg umgeben sollten. So werden also nicht die gesellschaftlich Ausgegrenzten eingesperrt, sondern die Aussperrung der Ausgegrenzten bewirkt, dass sich die Anrainer selber einsperren. Ein Paradoxon *par excellence*, so deute ich dies.

Diese Gedanken zu Beginn meiner Lehrtätigkeit am Josephsberg waren Überlegungen, Mutmaßungen vielleicht auch Phantasien. Sie waren aber so stark, dass ich nicht ablassen konnte, mich zu fragen: „Was ist hier los?“ Welchen Zusammenhang gibt es zwischen den soliden Betonmauern und hohen Stacheldrahtzäunen, die die Einfamilienhäuser umgeben und dem großen, schmucklosen weißen Schulungsgebäude Josephsberg?

Wie die Anrainer in der Umgebung auf diese Herberge für Arbeitslose reagieren und wie die jungen Arbeitsuchenden sich in dem Schulungsgebäude fühlen und welche Symbole einer „totalen Institution“ sie wahrnehmen, wie sie handeln, wird in den folgenden zwei Kapiteln beschrieben. Grundlage dafür sind meine Beobachtungen und Gespräche mit jungen Arbeitsuchenden.

7.2.1 Das Gebiet rund um den Josephsberg

Steigt man aus dem Zug an der Endstation bietet sich das Bild eines schnell gewachsenen Stadtbezirkes, welcher vor fünfzig Jahren noch nicht zur Stadt gehörte. Die vereinzelt kleinen, alten Häuser, schmalen Straßen und kleinen Wege lassen darauf schließen, dass hier vor ein paar Jahrzehnten ländliches Idyll herrschte. Auf den ehemaligen Wiesen und Feldern zwischen den Häusern stehen nun größere zweistöckige Einfamilienhäuser; etwas weiter entfernt sehe ich die Konturen einer riesigen Wohnsiedlung. Beton und Asphalt prägen das Bild.

Oft benütze ich die Mittagspause dazu, um die Umgebung näher zu erforschen. Es gilt, meiner These der umgekehrten „totalen Institution“ nachzuspüren. Übernehmen tatsächlich die Anrainer mit ihren Häusern solch eine Funktion, wie sie Goffmann als Typ von Institutionen beschreibt, die „[...] dem Schutz der Gemeinschaft vor Gefahren dient, die man für beabsichtigt hält [...]“ (vgl. Goffmann 1973:16)? Was verbirgt sich hinter den Zäunen?

Vom Schulungszentrum führt eine schmale asphaltierte Straße Richtung Endhaltestelle des Zuges auf der einen Seite, auf der anderen Seite endet die Straße nach ungefähr 500 Meter vor einem hohen Stacheldrahtzaun, dahinter liegt ein Industriegelände mit ein paar Baracken und niedrigen Lagerhallen. Das Areal macht einen verlassenen Eindruck.

Ich wende mich dem anderen Teil der Straße zu, da mein Interesse auf die Häuser gerichtet ist, die einerseits den Weg von und zum Schulungszentrum säumen sowie auf diejenigen, die in den angrenzenden kleinen Gassen stehen. Wie ich schon erwähnt habe, erwecken die Einfamilienhäuser beim ersten Anblick den Eindruck von Festungen! Die Häuser sind nicht von einfachen Maschendrahtzäunen umgeben, sondern sie sind zusätzlich durch Bretterverschläge mit einem nach oben hin abschließenden Stacheldraht verstärkt. Dort wo auf Verstärkung mit Brettern verzichtet wurde, übernehmen blickdichte mit Stacheldraht durchzogene Hecken Abschottung und Abwehr. Hin und wieder finde ich ein kleines Blickschlupfloch, welches sich durch eine schütterere Hecke oder ein kleines Loch in einem morschen Zaunbrett auftut. Die Festungscharakter, der sich von außen darbietet, setzt sich an den Häusern fort: die ebenerdigen Fenster sind mit Schmiedeeisen vergittert, ebenso wie die Eingangstüren, die mit ihren gelb gemusterten Glasscheiben an die Bauweise der 50iger und 60iger Jahre erinnern. Von den Eternitdächern baumeln hölzerne Vogelhäuschen. Hin und wieder eröffnet sich auch der Blick auf Gartenzwerge. Ich bilde mir das nicht ein, aber diese schauen gar nicht nett aus, sondern haben einen bösen und feindseligen Blick. Vielleicht gilt dieser der kaputten Hollywoodschaukel, dem rostigen Grillgerät, den schmutzigen und desolaten Plastiksesseln oder dem dreibeinigen Tisch, der an der Betonhauswand lehnt. Eine in sich zusammen geknickte Wäschespinne, an welcher zerfranste Wäscheleinen mit ein paar Kluppen herunterhängen, steht in einem Garten. Der Anblick dieses erbärmlichen Stückes aus Metall und der Gewissheit, dass es bessere Tage erlebt hat, unterstreicht die düstere Stimmung, die von all diesen Häusern ausgeht.

Da ich mich nicht des Voyeurismus schuldig machen möchte, konzentriere ich mich auf die Außenfassade der Einfamilienhäuser beziehungsweise auf die Schilder, die an den Zäunen angebracht sind. Ich staune über die Anhäufung von Verboten, Anordnungen und Drohungen. Es wird auf Gesetze und Regeln hingewiesen oder mit Nachdruck gewarnt und verwarnt. Das

klingt wenig einladend. Die gemeinsame Botschaft heißt unmissverständlich, niemand soll sich zu nahe an die Häuser heranwagen!

Ich habe einer TrainerInnenkollegin von meinen Beobachtungen erzählt, die aber viel Verständnis für die Anrainer zeigte, weil sie meinte: „Na ja, man weiß ja wirklich nie, die sind ja da alle ohne Arbeit. Und die Junkies brauchen immer Geld und die anderen mit ihren vielen Schulden ja auch!“ Aha, denke ich mir, die jungen Arbeitslosen werden nicht nur mit den Zuschreibungen wie *faul*, *dumm* und *arbeitsscheu* bedacht, auch kriminelles Handeln wird nicht ausgeschlossen. „Wir sind wie Aussätzige“, das meint die arbeitslose Studentin Uma, als sie sich auf den Standort vom Josefsberg draußen am Rande der Stadt bezogen hat.

7.2.2 Gebote, Verbote und andere Zurechtweisungen

Vieles deutet darauf hin, dass die Art und Weise, wie sich diese Häuser in der allernächsten Umgebung vom Schulungszentrum Josefsberg präsentieren, ein Ausdruck dessen ist, was Robert Park in seinem Aufsatz über *The City* geschrieben hat: „[...] *we may, if we choose, think of the city, that is to say, the place and the people, with all the machinery and administrative devices that go with them, as organically related; a kind of psychophysical mechanism in and through which private and political interests find not merely a collective but corporate expression*“ (Park 1984: 2).

Meiner besonderen Aufmerksamkeit gelten heute die an den Zäunen angebrachten Tafeln. Auffallend viele Schilder verweisen auf Alarmanlagen und dass diese direkt mit der Polizei verbunden sind. Die Warnungen vor scharfen Hunden sind in kleinen Siedlungen nichts Ungewöhnliches, allerdings lässt mich der Hinweis, dass der Rottweiler nicht nur bissig, sondern auch abgerichtet ist, meine Schritte beschleunigen. Das Schild „Nicht ausspucken“ vor einem Privathaus mutet ungewöhnlich an; ich interpretiere dies als ein Zeichen, dass sich die BewohnerInnen vor den „Aussätzigen“ und deren angenommen ansteckenden Krankheiten schützen wollen. Dass vor einem winzigen, staubigen Beseerpark die Warnung „Den Rasen nicht betreten“ angebracht ist, trägt eher zu meiner Erheiterung als zur Einschüchterung bei. Diese Auswirkung spüre ich aber beim nächsten Haus, wo auf den „bissigen Hausherrn“ aufmerksam gemacht wird. Er ist Teil der „Familie Petz, die hier lebt, liebt und streitet“. Glücklicher Weise plane ich nicht, sie zu besuchen, denn sonst müsste ich die Anweisung „Die Schuhe abtreten“ befolgen. Beim nächsten Haus war offensichtlich ein

Spaßvogel am Werk: „Vorsicht freilaufendes Kaninchen, wenn es kommt, auf den Boden legen und auf Hilfe warten“.

Ich bin nicht sicher, ob das wirklich so lustig gemeint ist, wie es zunächst erscheint. Oder hat mich der Rundgang durch die Siedlung misstrauisch gemacht. Ein Misstrauen, welches mir die Gesichter der Anrainer demonstrieren, die schnell hinter den Netzhängen verschwinden, sobald meine Augen auf ihre neugierigen Blicke treffen? Diese Erscheinungen wirken genauso abweisend, wie der Gesamteindruck der umzäunten und befestigten Häuser es vermittelt. Hier trifft man auf die erwünschte Beschränkung des sozialen Verkehrs, wie sie Goffman (1973) in „Asyle“ beschreibt. Ich fühle mich unbehaglich, und obwohl keine Menschen in den Gärten und vor den Häusern zu sehen sind, fühle ich mich beobachtet und nicht erwünscht. Dazu tragen sicher auch die Kameras bei, die ich erst viel später über den Garteneingängen entdeckt habe. Auch wenn es sich nur um Attrappen handelt, ein Symbol der Überwachung sind sie allemal.

7.2.3 Haifischbauch und Horrorlabyrinth

Mit diesen Metaphern beschreiben die beiden arbeitslosen Studentinnen Anna und Uma das Schulungsgebäude am Josefsberg. Beide Begriffe lösen Gefühle von Unbehagen und Angst aus. Das Schulungsgebäude mit seinen Räumen und dessen Innenausstattung hat offenbar eine starke Wirkung auf Anna und Uma. „Haifischbauch“ und „Horrorlabyrinth“ evozieren Bilder, die Aufschluss darüber geben, wie sehr das Handeln von Menschen durch solche Einrichtungen beeinflusst und geprägt wird.

Raum als einen Grundbegriff der Soziologie zu bestimmen, geht auf G. Simmel zurück, der meint, dass die Wechselwirkung unter Menschen - neben allem, was sie sonst noch ist -, auch als Raumerfüllung empfunden wird (vgl. Simmel 1992: 689). Diese These führt M. Löw fort, indem sie meint, dass der Raum in den Handlungsablauf integriert und damit selbst als dynamisches Gebilde gefasst werden könne (vgl. Löw 2001: 13f). Sie spricht von einem sozialen Raum, der durch materielle und symbolische Komponenten gekennzeichnet ist und wendet sich gegen die „[...] übliche Trennung in einen sozialen und einen materiellen Raum, welche unterstellt, es könne ein Raum jenseits der materiellen Welt entstehen (sozialer Raum), oder aber es könne ein Raum von Menschen betrachtet werden, ohne daß diese Betrachtung gesellschaftlich vorstrukturiert wäre (materieller Raum)“ (Löw 2001: 15).

Der Eingang zum Schulungszentrum ist über zwei seitlich angebrachte serpentinenförmige offene Stiegenaufgänge zu erreichen. Das Tor ragt bedrohlich empor. Zwischen den

Aufgängen befindet sich darunter eine Rauchernische, die wie ein nach vorne offener Bunker aussieht und den Eindruck einer geschützten Fläche macht. Das bestätigen auch Uma und Tobias, die jeden Morgen dort stehen und rauchen, bevor sie „von dem Gebäude verschluckt werden und in einem Haifischbauch landen.“ Die arbeitslose Anna schildert das Gebäude und das Eingangstor auf drastische Weise: „Am schlimmsten war für mich das Kommen in der Früh, der Eingang. Irgendwie war das für mich immer wie ein Horrorkabyrinth. Wenn du nicht den richtigen Lift nimmst, landest irgendwie im anderen Gebäude, oder sonst wo. Es ist alles so verschachtelt, so verwirrend.“ Diese beiden Beschreibungen wecken Assoziationen von einer „totalen Institution“; die von hierarchischen Strukturen geprägten Raumaufteilungen würden ebenfalls darauf schließen lassen.

An jedem Donnerstag der Woche entfachen sich Diskussionen darüber, welche Stockwerke als die „guten“, welche als die „schlechten“ am Josefsberg gelten. An diesem Tag werden in jedem Stockwerk auf schwarzen Brettern die Seminarraumaufteilungen für die TrainerInnen ausgehängt. Wann immer ich im sechsten Stock unterrichten muss, bin ich etwas verzweifelt und erzähle das meiner Kollegin Helga. Diese reagiert aber mit einem Plädoyer für jenes Stockwerk und führt folgende Begründungen an: „Geh, der sechste Stock ist doch ein Privileg, da bist weit weg vom Schuss! Da hast du wenigstens keine Kontrolle. Weißt’ eh, dass die Gerda schon die dritte Woche im zweiten Stock ist, weißt’ eh, was das bedeutet. Sie hat immer wieder Probleme wegen dem Zuspätkommen, jetzt ist sie unter Aufsicht zwischen all den Büroräumen“ und betont jetzt jede Silbe sehr genau, „und sie ist unter ständiger Beobachtung!“ Helga meint dann noch, einen Seminarraum im sechsten Stock zu haben, bedeutet, über eine „weiße Weste“ zu verfügen und ich könne stolz und froh darüber sein.

Aha, so hatte ich das noch nie gesehen. Dass sie die Farbe „weiß“ anführt, erscheint mir besonders paradox. Ich stelle mir nun vor, wie ich am nächsten Montag die erste Türe vom Stiegenhaus und dann die zweite zu dem 6. Stockwerk öffne. Sobald die beiden Türen hinter mir schwer ins Schloss gefallen sind, fühle ich mich wie eine Gefangene. Vor mir erscheint das Bild eines riesigen Schlosstores, welches hinter mir zufällt, während gleichzeitig die Zugbrücke als Verbindung zur Außenwelt hochgezogen wird. Dann fallen meine Blicke auf den fleckigen, grauslichen blaugrauen Teppichboden auf dem Gang. Aber nicht nur das optische Erscheinungsbild macht mir zu schaffen, weitaus belastender wirkt sich der vom Teppich ausströmende Geruch auf mein Gemüt aus. Den jungen Arbeitssuchenden wird aus welchen Gründen auch immer häufig übel, die Entledigung des Mageninhaltes hinterlässt optische und olfaktorische Spuren. Über Kaffeeflecken und Spuren von anderen vergossenen Getränken sehe ich inzwischen großzügig hinweg. Außerdem hat vor kurzem ein junger

Trainer zu mir gemeint, dass es hier eh noch sauber sei im Vergleich zu anderen Schulungseinrichtungen: „Hier sind ja net amal die Wände angeschmiert.“ Die Botschaft an mich heißt wohl, dass ich nicht so zimperlich sein dürfe, und das gelte natürlich auch für die jungen Arbeitsuchenden.

Die arbeitslose Anna hat sich einmal bei mir sehr darüber beschwert, dass sich wohl niemand über die Räume beziehungsweise über die Raumausstattung am Josephsberg Gedanken gemacht hätte. Sie klagt: „Da war kein Gedanke dahinter, okay, wie entwickle ich einen schönen Raum, wo sich Menschen wohl fühlen. Sondern der primäre Gedanke war, wir haben so und soviel Platz, wie kriegen wir so und soviel Zimmer am kostengünstigsten unter. Da ist kein Herz dahinter“, und zeigt jetzt auf eine Wand im Seminarraum, die mit einer grellen, gelben Farbe angestrichen ist. „Das finde ich schon zynisch, dieses ach so positive Gelb, genauso wie das Bild mit dem Leuchtturm dort!“ An der Wand hängt ein Poster mit einem Leuchtturm und darunter steht: „Überall liegen Chancen, die einen Weg in die Zukunft weisen“.

Auch wenn die räumlichen Charakteristika einer „totalen Institution“ nicht so eindeutig identifiziert werden können, so geben Aussagen der Arbeitsuchenden darüber Aufschluss, wie sie die Welt als junge Arbeitsuchende bezüglich der Raumgestaltung erleben. Es bleibt nicht verborgen, dass Grenzen zwischen den jungen Arbeitsuchenden und den Angestellten, den Erwerbstätigen gezogen werden. Eine Grenze, wie G. Simmel sie beschreibt: „Die Grenze ist nicht eine räumliche Tatsache mit soziologischen Wirkungen, sondern eine soziologische Tatsache, die sich räumlich formt“ (Simmel 1992: 697).

An diese These schließt eine Erzählung von Uma über die Raumordnung am Josephsberg an: „Die Räume am Josephsberg sind schon einmal so angelegt, dass du weißt, wo du hingehörst. Es schaut schon einmal der Gebäudeteil für die Arbeitsuchenden anders aus als der Teil für die Erwerbstätigen, die für den Kurs zahlen. Und natürlich der 2.Stock, dort wo die Büros sind, der schaut auch freundlicher aus, als der restliche Teil des Gebäudes. Da kriegt man täglich vorgeführt, in welchem Rang der Nahrungskette man sich befindet.“

Mir fällt eine Begebenheit ein, in der ich selber eine Rolle in solch einer Vorführung gespielt habe. In einer Mittagspause besuche ich Maria, die als Betriebskontakterin ihr Büro im 2. Stock hat. Immer wieder betont sie, wie glücklich sie sei, im 2.Stock ihren Arbeitsplatz zu haben.

Ich begeben mich zu Fuß vom 6. Stock über das Stiegenhaus hinunter. Zur Mittagszeit herrscht hier reges Treiben. Im 3. Stock gibt es einen großen Pausenraum, wo viele Automaten stehen, aus denen man sich Getränke, Süßigkeiten und Snacks holen kann. Viele Personen suchen den Raum auch deshalb auf, weil dieser auf eine Terrasse führt, wo man rauchen darf. Ich treffe auf viel junge Leute, die mit Plastiksackerln aus dem angrenzenden Supermarkt kommen. Wenn ich vom regen Treiben spreche, dann bezieht sich das nur auf die vielen Menschen, keineswegs auf ihre Gehgeschwindigkeit. Hier scheint es niemand eilig zu haben.

Nun stehe ich vor dem Eingang zum 2. Stock. Die riesige Wandmalerei, die weiß getünchte Häuser, blau gemalte Sessel und eine weiße Kirche im Sonnenlicht zeigt, ein Bild wie eine vergrößerte Ansichtskarte aus Griechenland, empfinde ich als rätselhaft. Wird auch hier eine Grenze aufgezeigt? Bedeutet die Botschaft, dass diejenigen die als Angestellte im schönen Bürotrakt arbeiten, sich leisten können auf Urlaub zu gehen? Oder dient dieses Bild als Ansporn für die jungen Arbeitsuchenden, möglichst schnell einen Job zu finden, um dann die Legitimation zu haben, auch auf Urlaub gehen zu können?

Ich öffne die Tür zur Rezeption. Ein voluminöser Schreibtisch aus massivem Holz versperrt den Zugang zum dahinter liegenden Gang, der zu den Büroräumen führt. Ich werde Augen- und Ohrenzeuge, wie die Rezeptionsassistentin einen jungen Arbeitslosen daran hindert mit der Projektleiterin in deren Büro sprechen zu können. Sie begründet das damit, dass der Parteienverkehr jeden Tag pünktlich um 12 Uhr ende und der Zutritt zu den Büroräumlichkeiten verboten sei. Dann wendet sie den Kopf in meine Richtung, wir grüßen einander, sie nickt und hebt an der Seite des Schreibtisches ein Brett und lässt mich mit einer einladenden Handbewegung an ihr vorbei gehen. Für die einen sind die Türen offen, für die anderen verschlossen. Nicht die verschlossene Tür macht den Zugang unmöglich, sondern diejenigen die die Türe zugemacht haben, veranlassen den Ausschluss der Nichterwünschten. Ich gehe den Gang entlang an vielen geschlossenen Bürotüren vorbei; die an der Wand neben den Türen angebrachten Schilder geben Auskunft über Namen, Titel und Funktion der Personen. Der Parteienverkehr ist auf die Zeit von 8.00 bis 12.00 beschränkt, nur in AUSNAHMEFÄLLEN kann man sich an der Rezeption um einen Termin außerhalb dieser Zeit bemühen. Dass die Chancen auf eine positive Erledigung nicht allzu groß sind, habe ich gerade beobachten können. Vor der Tür von Marias Büro steht ein junger Mann, der, sobald er mich sieht, mit Eifer und Nachdruck sagt, dass er einen Termin hätte. Er ist sehr aufgeregt weil er heute einen Vorstellungstermin in einer Bäckerei hat und sich nun noch ein paar Tipps von meiner Kollegin Maria holen möchte. Da er mich fragt, ob ich glaube, dass seine

Kleidung dafür passen würde, betrachte ich sein Outfit genauer. Er ist nahezu ganz in Weiß gekleidet: er trägt weiße Jeans, ein weißes T-Shirt mit dem Aufdruck *Champion* und darüber eine dünne weiße Jacke mit Kapuze. Seine weißen Sportschuhe scheinen das erste Mal getragen zu werden. Auf dem Kopf trägt er eine Schirmkappe aus weißem Leinen. Ich kommentiere sein Erscheinungsbild überaus positiv, worüber er sehr erfreut ist und sich überschwänglich bedankt. Dann öffnet sich die Bürotüre von Maria, eine junge Frau huscht vorbei. Der junge Mann sieht mich fragend an? Ich meine, dass er zuerst da gewesen sei und außerdem einen Termin hätte und daher den Vortritt hätte. Er bedankt sich und bevor er in das Büro von Maria eintritt, nimmt er seine Kappe vom Kopf und hält sie vor seine Brust. Das erinnert mich an die rituelle Handlung von Männern, die beim Betreten einer Kirche ihre Kopfbedeckung abnehmen. Die heiligen Hallen des Bürotraktes vom Josefsberg senden ihre Strahlen aus!

7.2.4 Verlorene Freiheit oder gewonnene Chance

Foucault geht davon aus, dass viele Bestrafungstechniken, Disziplinierungsmaßnahmen und Formen der Überwachung aus dem Gefängnisalltag auch in anderen Bereichen des Lebens angewandt werden, wobei Arbeitsplatz und Schule dazu zu zählen sind (vgl. Giddens 2003: 354). So beschreibt Foucault die Funktion der Kontrolle, dass sie sich nicht mehr allein auf den Arbeitsprozess bezieht, sondern, „[...] die Tätigkeit der Menschen, ihre Geschicklichkeit, ihre Gewandtheit, ihre Behändigkeit, ihren Eifer, ihr Verhalten erfasst“ (Foucault 1994: 225). Ich werde häufig von KursteilnehmerInnen gefragt, ob ich Bewertungen über sie schreibe und diese dann an das AMS weiterleiten würde. Ich merke, dass meine Verneinung oft auf Misstrauen stößt, was mich nicht wundert. Übe ich doch sehr wohl eine Kontrolle über sie aus, indem ich Anwesenheitslisten führe, ihre Abwesenheiten eintrage, Krankenbestätigungen oder Bestätigungen von Amtswegen in Empfang nehme. Das entspricht exakt der „hierarchischen Überwachung“, die Foucault als notwendige Einrichtung bezeichnet, um Disziplin durchzusetzen (Foucault 1994: 221). Dass ich mich weigere die von der Projektleitung angeordneten Listen über die morgendliche Unpünktlichkeit der KursteilnehmerInnen zu führen, ändert wohl auch nichts an meiner Position, die in meiner Rolle als Trainerin begründet liegt, welche für die jungen Arbeitssuchenden als Teil der Institution wahrgenommen wird. Die Frage, „Gibt es Auswege aus dem Räderwerk der Macht, das Foucault entwirft und in dem auch ´wir` ein ´Rädchen` sind“ (Sarasin 2006: 144), stellt sich zwar auch für mich, aber sie ist von größerer Brisanz für die jungen Arbeitssuchenden am Josefsberg. Der Weg hierher wird nicht freiwillig eingeschlagen.

Ich beobachte schon seit vielen Wochen, dass sich bei jedem neuen Kursbeginn Widerstand in der Gruppe gegen die Maßnahme regt. Dies ist die offizielle Bezeichnung für ein Weiterbildungsprojekt, welches für junge Arbeitsuchende zwischen achtzehn und dreißig Jahren angeboten wird. Der Maßnahme liegt ein Konzept zu Grunde, in welchem Dauer und Inhalte der Ausbildungsschritte klar geregelt sind. Auf einem Merkblatt des AMS „Informationen für TeilnehmerInnen an Bildungsmaßnahmen“ sind die Pflichten für die Jugendlichen während der Kursmaßnahme festgehalten. Da die Unterrichtszeiten von 8 bis 14 Uhr festgelegt sind, werden bei den meisten Jugendlichen Erinnerungen an die Schule wach. Manche erleben sich noch jünger, wie die Kaugummiinstallation im Stiegenhaus beweist. An einer Pinwand ist ein Aushang angebracht, auf welchem die Kursbezeichnungen, die Namen der KursteilnehmerInnen und der TrainerInnen stehen. Bei der Überschrift „Projekt für junge Arbeitsuchende unter 30 Jahre“ hat jemand über die Null einen Kaugummi geklebt. Sie fühlen sich offenbar in den Kindergarten zurück versetzt. Diese implizite Botschaft erschallt explizit am Gang, wie ein junger Arbeitsloser aus einem Seminarraum stürzt, nachdem ihm zuvor sein Trainer verboten hatte zu telefonieren: „Hier wirst’ ja entmündigt!“

In den Vorstellungsrunden zu Kursbeginn wird jedes Mal ganz klar der Kurszwang kommentiert. Die Aussagen reichen von ganz kurzen Feststellungen wie von Charlie, der nur lapidar meint: „Mir san net freiwillig da“, bis zu längeren Unmutsäußerungen, in welchen sozialpolitische Medienkritik einfließt, wie die Erregung von Kevin, einem arbeitslosen Maurer, zeigt: „Das ´Heute` ghört verbrannt und die Kronenzeitung dazu, und das ´Österreich` auch, die san alle rassistisch. Weil die sind alle schuld, dass da abgestempelt wirst und in a Schubladen gsteckt’ wirst. Und glei’ bist a faule Sau, und schuld an dem allen, sind die Politiker und die Zeitungen.“ Den Abschluss seiner Tirade klingt so, indem er sich zu mir wendet: „Warum soll i da sein, i waß des alles, i hab’ Besseres zu tuan.“

Jetzt fällt mir wieder ein, was ich in einem Stiegenhaus einer Geschäftsstelle des AMS gelesen habe. Unter der Überschrift „Leitbild AMS“ findet sich folgender Satz: „*Wir tragen durch unsere Arbeit zur gesellschaftlichen Stabilität bei!*“ Meine Erfahrung zeigt allerdings, dass dieses zugegeben lobenswerte Vorhaben in solch einer Situation auf keinen fruchtbaren Boden fällt, sich nicht realisieren lässt. Durch provokantes Verhalten von einzelnen TeilnehmerInnen wird eher Destabilisierung erzeugt. Die Gründe dafür sind mannigfaltig; oft führen Verzweiflung und Wut zu aggressiven Ausbrüchen. Kevin meldet sich am nächsten Tag zu Wort, seine Stimme klingt trotzig: „I muss aus meiner Wohnung raus, i hab’so vüll zu tun, die Zeit ist hier verloren. Warum muss i da sein, i wüll Freiheit haben!“ Die Freiheit hat

er aber nicht. Erscheint er unentschuldig nicht im Kurs, dann bekommt er vom AMS kein Geld, wie er wütend meint. Die Sanktionen setzen sofort ein. „Überwachen und Strafen!“ (Foucault 1994). Kevin unterwandert das System der Institution und meldet sich in der Mittagspause krank. Er kommt nach drei Tagen mit einer ärztlichen Krankentätigung wieder.

Uma berichtet mir über ihren Ärger, weil die Informationen über die Inhalte der Kurse mangelhaft wären und weil sie in einen Kurs gezwungen worden wäre, der sie nicht interessiert hätte. Der AMS Berater hat ihr „bewusst oder unbewusst verschwiegen, dass der Kurs auf alle Fälle 19 Wochen dauert. Und dass i mir net jedes Modul einfach so aussuchen kann und dass man nach dieser Maßnahme in eine Folgemaßnahme gehen muss, bist du eine Arbeit gefunden hast. Na ja was soll ich machen, ich hab’ da schon Respekt vor der Institution.“ Uma beugt sich der Institution und akzeptiert Kontrolle und Überwachung, sie würde sich nie einfach so krank melden, meint sie, auch mit dem Hinweis auf den Respekt vor der Institution.

Die Unzufriedenheit der KursteilnehmerInnen führt die arbeitslose Studentin Anna auf die Zwangsverpflichtung zu einem Kurs zurück: „Alles ist so zwanghaft, mit der Weiterbildung und den Kursen. Auf das Potential der Menschen wird gar nicht eingegangen. Und man darf auch keine Kurse wechseln, wenn einem etwas anderes mehr bringt oder interessiert!“

Mit dem Problem des Kurszwanges auf dem Josephsberg, nämlich dass es keine Möglichkeit gibt den einmal mit der Projektleiterin vereinbarten „Karriereplan“ zu ändern, ist für mich Anlass den Projektleiter dazu zu befragen. Er hält die jungen Arbeitssuchenden für anmaßend und ihre Forderungen für überzogen: „Die wollen einmal das, dann wieder dies, das nervt mich. Immer müssen wir die Kurslisten neu schreiben, dann melden sie sich wieder krank. Ich mache das nicht mehr, ich lasse sie nicht mehr wechseln. Ich bin sehr flexibel, aber das will ich nicht.“ Und fährt fort: „Ich weiß jetzt, warum die arbeitslos sind, sie können sich nicht unterordnen, die anerkennen keine Führung.“ Der Projektleiter demonstriert, wie Macht und Kontrolle eingesetzt werden, um die jungen Arbeitssuchenden zu disziplinieren. Ihre Vorgangsweise deutet auf Foucaults „Hierarchische Überwachung“ hin (vgl. Foucault 1994: 221).

Der Zwang, gegen den sich viele junge Arbeitssuchende wehren, bewirkt aber auch Struktur für ihren Alltag und verschafft ihnen ein soziales Gefüge. Meine Kollegin, die Psychotherapeutin Helga glaubt schon, dass es für die meisten hilfreich sei, hierher kommen zu müssen, „damit sie wieder in die Gänge kommen würden“, wie sie sich ausdrückt.

Das entspricht auch meinen Beobachtungen und der Meinung von vielen Jugendlichen, für die stellvertretend die junge arbeitslose Jana zu Wort kommen soll: „Ich fühle mich hier sehr wohl und es geht mir sehr gut. Meine Gruppe ist total lieb und nett. Ich bin froh hier zu sein und ich komme gerne jeden Tag um 8 Uhr hierher, weil dann treffe ich meine Gruppe, die sind alle so liebe, nette, intelligente Menschen.“ Der Kurs am Josefsberg von 8 bis 14 Uhr wird zum fixen Bestandteil des Alltags von den Jugendlichen. In einer Mittagspause unterhalte ich mich mit drei TeilnehmerInnen, die mir über ihre Gestaltung des weiteren Tages nach Unterrichtsschluss erzählen. Die Zeit von Nachmittag bis zum Abend ist ausgefüllt mit einkaufen, Katzen füttern, Hausarbeit erledigen, die kleine Tochter vom Kindergarten abholen, Freunde treffen, Fußball spielen und am Abend fernsehen oder Videos anschauen.“ Und dann muss man eh net spät schlafen gehen, damit man um achte wieder da sein. Aber das is eh guat so, weil früher hamma geschlafen bis zum Nachmittag, und dann samma was trinken gangen mit die Freind. Aber das tua man jetzt nimma so vüll, nur am Wochenende“, meinen die Drei unisono. Die Struktur eines vorgegebenen Zeitrahmens durch den Unterricht empfinden sie, wie ich es deute, als hilfreich für ihren Tagesablauf.

Am nächsten Tag bringt einer von den drei Gesprächspartnern Karl, ein arbeitsloser Kellner, ein Buch mit, welches er allen anwesenden Kurskollegen empfiehlt zu lesen. Es ist ein Ratgeber mit dem Titel von „Arbeitslosen für Arbeitslose“. Mit Begeisterung lesen sie laut über die von Arbeitslosen beschriebenen Missstände beim AMS, lachen und fühlen sich bestätigt, wenn der Ratgeber über die sinnlosen Schulungen schreibt. Sie lesen Anleitungen vor, wie man sich dem Kurszwang am besten widersetzen kann. Wochen später treffe ich Karl zufällig in einer U-Bahnstation. Seine Zeit am Josefsberg, die auf fünf Monate begrenzt war, ist abgelaufen, Arbeit hat er noch keine gefunden oder auch nicht gesucht. Diese Annahme bleibt eine Annahme, da ich dafür keine Bestätigung habe. Ich möchte zu diesem Thema die junge arbeitslose Cornelia zitieren, die über die aktive Jobsuche ihrer KollegInnen folgendes Bild zeichnet: „I glaub’, es suchen eh net mehr als 10 Prozent von denen, die da drinnen sitzen einen Job, sicher net mehr. Also, die schon sehr lange vom AMS unterstützt werden, die haben das als einen gewisse Luxus gesehen; warum soll ich für das Geld arbeiten gehen? Also, wenn man einen gewissen minimalistischen Lebensstandard hat, dann kommt man mit dem Geld über die Runden, das man vom AMS kriegt. In meiner Gruppe waren net so viele unmotivierte Leute, aber es haben sich net wirklich viele für eine Job beworben. Ich weiß nicht, ob man dem Einhalt gebieten kann, wenn man das schärfer kontrolliert.“

Karl sagt mit einem Ausdruck des Bedauerns in seiner Stimme, dass es schon sehr schade sei, dass die Zeit am Josefsberg nun abgelaufen sei. Es fehle ihm der vorgegebene Zeitplan,

auch wenn das frühe Aufstehen schon lästig gewesen sei, aber er hätte wenigstens gewusst, wohin er gehen sollte. Außerdem vermisse er all die netten Leute dort, die Freunde, die er dort gefunden hätte. Jetzt sei ihm irgendwie langweilig. Auf meine vorsichtige Frage, ob er in naher Zukunft vielleicht Aussicht auf Arbeit habe, meint er: „Schau mal, aber ich glaube ich gehe wieder in den AMS - Kurs!“

Die Welt der jungen Arbeitsuchenden am Josephsberg, die Kurse besuchen, wird von ihnen als Zwang erlebt, der ihre Freiheit einschränkt und Freiwilligkeit ausschließt. Gleichzeitig begrüßen sie die dadurch vorgegebene zeitliche Struktur durch den Unterricht, die annähernd einer Arbeitswoche entspricht. Ebenso ambivalent scheint ihre Haltung gegenüber Formen von Kontrolle zu sein, wie ich die Einstellung gegenüber Prüfungen aus Sicht der Jugendlichen interpretiere und im anschließenden Kapitel beschreibe.

7.2.5 Die Prüfung

Das Abhalten von Prüfungen ist eine besondere Ausformung von überwachenden Institutionen wie die einer Schule: „Die Prüfung kombiniert die Techniken der überwachenden Hierarchie mit denjenigen der normierenden Sanktion. Sie ist ein normierender Blick, eine qualifizierende, klassifizierende und bestrafende Überwachung. Sie errichtet über den Individuen eine Sichtbarkeit, in der man sie differenzierend behandelt. Darum ist in allen Disziplinaranstalten die Prüfung so stark ritualisiert“ (Foucault 1994: 238).

Die Kurse sind in einzelne Module aufgeteilt, den Abschluss bilden Prüfungen. Diese werden in Form von Onlinetests durchgeführt, welche jeden Freitag pünktlich um 9 Uhr „freigeschaltet“ werden. Alle Prüflinge müssen sich mit einer ihnen vorher zugewiesenen Nummer in ihren Computer einloggen, dann drücken die PrüferInnen auf dem Zentralcomputer auf die Starttaste, worauf die mit 40 Minuten pro Modul beschränkte Prüfungszeit zu laufen beginnt. Die Haltung der jungen Arbeitsuchenden zu den Prüfungen ist ambivalent. Einerseits begrüßen sie die Möglichkeit, am Josephsberg Ausbildungen machen zu können, was Theo damit begründet, weil: „Ohne Bildung, ohne Ausbildung und ohne Zeugnisse und Zertifikate bist nix auf der Welt!“ Das heißt, wenn sie sich schon wie in der Schule fühlen, Druck und Kontrolle verspüren, dann wollen sie auch Zeugnisse als Bestätigung ihres Könnens. Auf der anderen Seite ist die Angst vor dem Versagen sehr groß. Manche reagieren an einem Prüfungstag geradezu panisch wie das folgende Beispiel zeigt.

Vor kurzem habe ich eine erkrankte Kollegin als Prüfungsaufsicht vertreten. Die KursteilnehmerInnen kannten mich nicht. Ich betrete den Raum, die Stimmung ist aufgeladen mit Aggression. Mit Aussagen wie „das mache ich nicht, das ist eine Frechheit, wozu soll das

gut sein“, teilen sie mir mit, dass sie nicht zur Prüfung antreten wollen und es auch nicht tun werden. Zunächst bin ich erstaunt über den großen Widerstand, dann gehe ich auf ihre offensichtlichen Ängste, die Prüfung nicht schaffen zu können, ein. Erst als ich anmerke, dass man die Prüfung bei Bedarf wiederholen könne, weigert sich niemand mehr daran teilzunehmen. Dass sie eine Leistung erbringen sollen, setzt sie stark unter Druck. Die Angst zu versagen ist sehr groß. Wenn man bedenkt, welchen Stellenwert das Leistungsprinzip in unserer Gesellschaft einnimmt: „Das Leistungsprinzip gibt die Kriterien vor, nach denen materielle und soziale Lebenschancen verteilt, Teilhabe an wirtschaftlichem Reichtum gewährt, [...] und die soziale Ungleichheit zwischen Personen, Gruppen und Klassen gerechtfertigt werden sollen“ (Neckel/ Dröge 2002: 94), dann ist gut nachvollziehbar, wie sich die jungen Arbeitslosen bei solch einer Leistungskontrolle fühlen und wie sie handeln. Alle schaffen die notwendige Punkteanzahl, alle bestehen die Prüfung. Sie sehen glücklich und entspannt aus. Endlich ein Erfolgserlebnis!

8 Conclusio

Die jungen Arbeitsuchenden vom Josephsberg haben keine Arbeit. Die Bedeutung von Arbeit als soziologische Funktion wird erst deutlich, wenn sie fehlt. Menschen ohne Erwerbsarbeit fallen in der Achtung der Gesellschaft; sie haben zu vielen Lebensbereichen keinen Zugang mehr, da ihre gesellschaftlichen Handlungsmöglichkeiten auf Grund ihrer Abhängigkeit von sozialer Unterstützung sinken. Der Status der Arbeitslosigkeit offenbart, dass sich die jungen Arbeitsuchenden im Bewährungsfeld Arbeit nicht erfolgreich durchsetzen können. Das beeinträchtigt sehr stark ihr Selbstwertgefühl.

Junge Arbeitslose, die den Erwartungen der Eltern und des Freundeskreises nicht entsprechen, nämlich fleißig und erfolgreich zu sein, unterliegen mit großer Wahrscheinlichkeit den Zuschreibungen, als *arbeitscheu* und *unfähig* stigmatisiert zu werden (vgl. Bonß 2006: 57). Die Erwerbstätigkeit und der erlernte Beruf werden zu einem wichtigen Teil der Identität (vgl. Meier 2000: 75). Daran ändern auch die Umwälzungen am Arbeitsmarkt nichts. Menschen beziehen weiterhin ein großes Maß an Anerkennung und somit Selbstachtung, Selbstwertgefühl und Selbstbewusstsein aus der Erwerbsarbeit. Es ist unbestritten, dass Arbeit einen wesentlichen Teil zur Vergesellschaftung beiträgt, da sie doch zumeist in Interaktionen abläuft. Weiters bleibt die Ausübung von Erwerbsarbeit für die Identitätskonstruktion der Individuen eine konstante Größe (Böhle/ Voß/ Wachtler 2010). U. Beck spricht von einer „Identifikationsschablone“ (Beck 1986: 221), nach der Menschen qua ihres Berufes sich gegenseitig einschätzen. Das heißt, der ausgeübte Beruf bestimmt das Urteil über ökonomische und soziale Stellung. Das trifft genauso auf jene zu, die sich auf der Kehrseite der Medaille befinden, die keine Erwerbsarbeit vorweisen können, die arbeitslos sind. Im selben Maß, wie man Personen durch deren Berufsausübung Zuschreibungen zuordnet, unterliegen diejenigen, die sich auf Arbeitsuche befinden, dem Prozess der Stigmatisierung. Dieses soziale Phänomen beschreibt E. Goffman als eine Reaktion der Gesellschaft auf Menschen, die sich in unerwünschte Weise anders verhalten als es unseren Erwartungen entspricht. Das bedeutet, dass die „soziale Identität“ dieser Individuen stigmatisiert wird, weil sie nicht „ehrenwert“ handeln; dazu gehören auch die strukturellen Merkmale wie der „Beruf“. Als Folge laufen sie Gefahr, von der sozialen Akzeptanz ausgeschlossen zu werden (vgl. Goffman 1967: 9f).

Das trifft im besonderen Maß auf junge Arbeitslose zu. Die Annahme, dass sich niemand, der arbeitsfähig sei, legitim der Verpflichtung zur Arbeit entziehen könne (vgl. Ganßmann 2006: 99), dient als Begründung für die Gesellschaft, junge Arbeitsuchende als *faul* zu bezeichnen.

Meine Beobachtungen und zahlreiche Gespräche mit jungen Arbeitsuchenden haben ergeben, dass sie sich vor allem durch Unterstellungen wie *faul* und *dumm*, *arbeitscheu* sowie *selbst schuld* stigmatisiert sehen. Der häufig gebrauchte Begriff *Sozialschmarotzer* erweitert die Zuschreibung um die Unterstellung der Gesellschaft, dass junge Arbeitsuchende *dem Staat auf der Tasche liegen*.

Wie reagieren die jungen Arbeitsuchenden auf diese Vorwürfe, wie handeln sie unter dem Damoklesschwert der Arbeitslosigkeit, wie begegnen sie dem damit verbundenen Stigma, wie gestalten sie ihren Alltag, welche Motive leiten sie (vgl. Schütz 2004: 195 f)?

8.1 Arbeitslosigkeit und Geld

Meine Beobachtungen von jungen Arbeitsuchenden und Gespräche mit ihnen im Schulungszentrum am Josephsberg haben ergeben, dass diese unterschiedliche Einstellungen zum Bezug von Arbeitslosengeld haben. Empfinden die einen diesen Umstand als demütigend, erachten andere das Geld als selbstverständlichen Anspruch. Dieser ist in Österreich ganz klar gesetzlich geregelt. Trotzdem erleben manche junge Arbeitslose, wie die Beispiele Anna (Kap. 4.1.1) und Uma (Kap. 5.1.3) zeigen, den Umstand vom AMS finanziell abhängig zu sein als peinlich und entwickeln ihre eigenen Strategien damit umzugehen.

Die arbeitslose Studentin Anna entscheidet, dass sie für das Arbeitslosengeld im Gegenzug auch eine Leistung erbringen müsse. Sie folgt hier einer der stärksten soziologischen Funktionen, die des „Gebens und Nehmens“ (vgl. Simmel 1992: 663). Sie handelt auch nach diesem Prinzip, da sie viele Kurse besucht, eine neue Sprache erlernt und wie sie es selber ausdrückt, „die Zeit der Arbeitsuche nützen möchte, um meinen Bildungsstand zu verbessern, weil da hat der Staat dann auch etwas davon!“ Sie rechtfertigt die teuren Kurse, die das AMS finanziert damit, dass das investierte Geld als Geldfluss zu sehen sei, der sich in einem Zyklus von ihr über ihre Weiterbildung wieder zum Staat zurückbewege.

Die junge arbeitsuchende Uma wehrt sich dagegen als *Sozialschmarotzerin* bezeichnet zu werden, fühlt sich ungerecht behandelt und widerlegt diesen Vorwurf sehr pragmatisch, indem sie auf ihre jahrelange Anstellung verweist. Sie meint, sie verlange und erhalte jetzt etwas, wofür sie schon lange genug gearbeitet hätte. Sie spricht nicht gerne über ihre derzeitige finanzielle Abhängigkeit. Lieber geht sie in Distanz zu diesem Thema, sie will ihre Abhängigkeit vom Geld nicht zeigen (vgl. Girtler 2002: 202). Dass sie auf Grund ihres Status der Arbeitslosigkeit wieder zu den Eltern ziehen musste, ist ihr peinlich.

Im Kontrast zu den beiden oben beschriebenen Verhalten gehe ich auf ein persönliches Erlebnis mit einem jungen Arbeitsuchenden ein, welches einen anderen, unüblichen, weil

nicht legalen Zugang zu Geld zeigt (Kap. 4.1.2). Deviantes Verhalten ist nicht die Regel am Josephsberg, aber auch nicht zu übersehen.

8.2 Techniken zur Stigmabewältigung

Die Stigmatisierung der jungen Arbeitsuchenden führt zu einer beschädigten sozialen Identität (Goffman 1975). Das Stigma Arbeitslosigkeit löst Gefühle von Minderwertigkeit aus, die jungen Arbeitsuchenden sind ungleichen Machtverhältnissen ausgeliefert, wenn sie mit dem AMS (Arbeitmarktservice) konfrontiert werden (Kap. 5.1.1). Sie ringen darum, respektvoll behandelt zu werden, stoßen aber oft auf „eine herablassende gönnerhafte Behandlung“.

Sie suchen nach Wertschätzung. Da aber „die Arbeit längst zur einzig relevanten Quelle und zum einzig gültigen Maßstab für die Wertschätzung unserer Tätigkeiten geworden ist“ (vgl. Liessmann 1999: 87), wird diese den jungen Arbeitsuchenden zumeist vorenthalten, indem sie auf ihre finanzielle Abhängigkeit auf Grund ihrer Arbeitslosigkeit verwiesen werden (Kap. 5.1.2).

Wie leben sie mit ihrer „beschädigten sozialen Identität“? Wie reagieren sie darauf, welche Strategien entwickeln sie? E. Goffman (1975) meint, dass Stigmatisierte dazu neigen, Techniken zu entwickeln, um ihre Selbstachtung und Würde aufrecht zu erhalten. Sie versuchen Handlungen zu setzen, die ihnen garantieren sollen, dass Sympathie und Anerkennung für sie nicht verloren gingen.

So erzählten mir junge Arbeitsuchende, dass die Schulungen am Josephsberg mit festen Unterrichtszeiten ihnen sehr gelegen kämen, weil das ein willkommener Vorwand sei, um Freunden und Nachbarn Arbeitszeiten vorzugaukeln, wie ein junger Arbeitsloser meint: „Weil es muss ja nicht jeder wissen, dass ich arbeitslos bin.“ Die Angst vor Entdeckung und folgender Isolierung ist bei vielen jungen Arbeitsuchenden groß.

Tragen sie aber bereits das Stigma der Arbeitslosigkeit und leidet ihre soziale Identität durch den Wegfall der Erwerbsarbeit, dann bietet sich die Möglichkeit, Techniken zur Bewältigung der beschädigten sozialen Identität zu entwickeln. Goffman schlägt vor, den Anlass für das Stigma zu beseitigen (vgl. Goffman 1975: 18). Das heißt im Falle der jungen Arbeitsuchenden, den Weg zurück zum Arbeitsmarkt anzutreten. Dieser wird nach meinen Beobachtungen und Erfahrungen dann vorangetrieben, wenn die finanzielle Situation sie dazu zwingt. Der größte Teil der jungen Arbeitsuchenden scheint sich mit dem Schicksal der Arbeitslosigkeit abzufinden. Schicksal deshalb, weil sie die Ursache ihrer Arbeitslosigkeit außerhalb ihrer Einflussnahme sehen: Gründe dafür seien die Wirtschaftskrise, Firmenschließungen und die allgemeine triste Arbeitsmarktlage für Jugendliche. Während

ihrer wochenlangen Anwesenheit im Schulungszentrum am Josephsberg, greifen sie oft zu Techniken des Zynismus, um ihren Selbstwert und ihre Selbstachtung zu stärken, indem sie sich als Mitglieder der „Arbeitslosenselbsthilfegruppe“ oder als „Staatsangestellte“ bezeichnen (Kap. 6.1).

Ich beobachtete aber noch eine andere Bedeutung der Stigmatisierung, die der Soziologe N. Elias den „Überlebenswert der Stigmatisierung“ nennt. Seine Theorie besagt, dass es kaum eine Gesellschaft gäbe, die nicht durch Selbsterhöhung andere herabsetze. Selbsterhöhung trage zur Sicherheit bei (vgl. Elias/ Scotson 1990: 309). Diese Form der Selbsterhöhung habe ich als Fort- und Weiterführung einer Stigmatisierung innerhalb der jungen Arbeitssuchenden interpretiert; dieser Prozess beschreibt, wie die durch das Stigma Arbeitslosigkeit Erniedrigte andere erniedrigen, weil sie sich selbst zu erhöhen versuchen (vgl. Elias/ Scotson 1990).

Viele junge Arbeitssuchende grenzen sich von den KurskollegInnen ab, indem sie sich auf ihre Bildung und ihr Wissen berufen. Dem arbeitslosen Schlosser Charly gelang es vorzüglich in guter Rhetorik mit einem langen Vortrag über die historische Entwicklung des Zölibats Eindruck zu erwecken, nämlich „[...] bei den anderen den Eindruck hervorzurufen, der eine bestimmte, in seinem Interesse liegende Reaktion bewirken kann“ (Goffman 2003: 9f) Er wurde nach seinem Referat von seinen KurskollegInnen nur mehr „der Intellektuelle“ genannt.

Räumliche Trennungen von den anderen durch das Aufbauen von Büchern, Skripten, Rucksäcken und Taschen auf den Tischen in den Seminarräumen ebenso wie ihre Körperhaltungen, die durch Abwenden von den KurskollegInnen demonstrieren, nichts mit ihnen zu tun haben zu wollen, sind weitere Techniken, sich von den anderen abzugrenzen. Meine Beobachtungen haben gezeigt, dass die stärkste Ausgrenzung drogenkranke Arbeitssuchende auf Entzug innerhalb der Seminargruppe erfahren, „weil die Junkies ziehen das Niveau so herunter, mit denen möchte ich nicht im selben Kurs sitzen“, wie mir Charly einmal zu verstehen gab (Kap. 6.2.1).

Von einer anderen Form der Technik als Erniedrigte die Erniedrigten zu erniedrigen, berichtet das Erlebnis von Cornelia. Sie leidet unter der Schmach und Erniedrigung durch die finanzielle Abhängigkeit vom AMS, solange sie arbeitslos ist. Sie findet wieder eine Anstellung und trifft am ersten Tag in „Freiheit“ auf einen arbeitslosen Obdachlosen, der sie um Geld bittet. Sie lässt sich darauf ein, stellt aber Bedingungen. Sie bestimmt in einem nahe

gelegenen Supermarkt, was er sich kaufen dürfe und was nicht: „Ohne Weckerl, ka Bier!“ Sie trifft die Kaufentscheidung, sie verwaltet das Geld (Kap.6.2.4).

Arbeitslosigkeit wird mit Erfolglosigkeit gleichgesetzt. So misst sich Erfolg an, „[...] Indikatoren wie Macht, Geld, Titel oder Prestige“ (vgl. Neckel 2004: 65). Darüber verfügen die jungen Arbeitsuchenden am Josefsberg nicht. Ihre Freude an Spielen aller Art (Kartenspiele, Brettspiele, Computerspiele usw.) interpretiere ich als eine Möglichkeit, dem Stigma Erfolglosigkeit zu begegnen. Der Wettbewerb eröffnet für sie die Chance, auch einmal zu den GewinnerInnen gehören zu können. In ihrer Situation ist es nicht von Relevanz, dass Gewinner- Verlierer Konstellationen in der Wirtschaft, in der Arbeitswelt versucht werden zu vermeiden (vgl. Neckel 2006: 353). Sie haben ohnehin keine Teilhabe an dieser Welt, sie sind als junge Arbeitsuchende die VerliererInnen und daher sehr froh, einmal zu gewinnen, und sei es nur in einem Spiel (Kap. 6.2.5).

8.3 Zwang und Kontrolle

Die jungen Arbeitsuchenden betonen immer wieder, dass sie nicht freiwillig an den Schulungsmaßnahmen teilnehmen und dass sie der Zwang, anwesend sein zu müssen an die Institution Schule erinnert. Der Zwang besteht darin, dass Anwesenheitslisten über die TeilnehmerInnen geführt werden, um deren Anspruch auf Arbeitslosengeld überprüfen zu können, der mit dem Kursbesuch verbunden ist. Die beiden jungen Arbeitsuchenden, Anna und Uma, verwenden für die Beschreibung des Schulungszentrums Josefsberg Metaphern wie „Haifischbauch“ und „Horrorlabyrinth“; sie fühlen sich ausgeliefert und machtlos und empfinden den Standort weit draußen am Stadtrand von Wien als „Abschottung“ (Kap. 7.1).

Im Schulungszentrum am Josefsberg gibt es zwar klar geregelte Unterrichtszeiten mit Pausen, auch sind die Gesamtverweildauer der jungen Arbeitsuchenden in den Schulungen und ihre Qualifizierungsmaßnahmen vorgeschrieben, dennoch entspricht das Schulungszentrum am Josefsberg nicht einer „totalen Institution“ nach Goffman (1973: 16). Fehlen doch die Symbole eines Bollwerkes wie verschlossene Türen, hohe Mauern und Stacheldrähte. Meine Beobachtungen haben ergeben, dass im Gegensatz dazu die angrenzenden Einfamilienhäuser die Funktion solch einer Institution übernehmen; die Häuser wirken mit den hohen Bretterzäunen, verstärkt mit Stacheldraht, oder mit abweisenden Betonmauern wie Festungen gegen die jungen Arbeitsuchenden, die täglich vorbei gehen. Die Umgebung vom Schulungszentrum Josefsberg erscheint wie ein paradoxer Spiegel einer „totalen Institution“. Die Grenzziehung der Gesellschaft gegenüber den Ausgegrenzten

ist in der Umgebung vom Josephsberg nicht zu übersehen: „Die Grenze ist nicht eine räumliche Tatsache mit soziologischen Wirkungen, sondern eine soziologische Tatsache, die sich räumlich formt“ (Simmel 1992: 697).

Meine Forschungsarbeit über junge Arbeitsuchende im Schulungszentrum Josephsberg, die sich über einen Zeitraum von mehr als einem halben Jahr erstreckte und die sich der Methode der teilnehmenden Beobachtung und des „ero-epischen Gespräches“ bediente, ergab sehr viel Material. Es hätte den Rahmen einer Masterarbeit gesprengt, hätte ich nicht den Fokus auf nur wenige soziologische Phänomene gerichtet. Gewiss ist der in dieser Arbeit gewählte Weg nicht der einzig mögliche, aber ich habe mich dafür entschieden, diesen zu beschreiten.

Ich möchte mit den Gedanken des Soziologen Walter Simon schließen: „ *Die Aufgabe des Wissenschaftlers ist es nicht, jemanden bei der Hand zu nehmen und ihn durch die Dunkelheit zu führen, sondern ihm ein Licht zu entzünden, daß er selbst den Weg durch die Dunkelheit finde.*“ (Girtler 2001: 177).

Ich hoffe, dass ich mit der vorliegenden Studie einen kleinen Lichtkegel auf die Welt der jungen Arbeitsuchenden am Josephsberg werfen konnte.

9 Ausblick

Im Laufe des Forschungsprozesses fokussierte sich die teilnehmende Beobachtung auf bestimmte soziologische Phänomene des Alltags von jungen Arbeitssuchenden am Josephsberg, nur kleine Segmente konnten wahrgenommen, reflektiert und interpretiert werden. Daraus folgt, dass die Forschungsarbeit über diese Gruppe von Jugendlichen noch lange nicht abgeschlossen sein wird.

So wäre es von höchstem soziologischen Interesse die Biographien derjenigen jungen Arbeitssuchenden weiter zu verfolgen, nachdem sie die 5monatige Schulungszeit am Josephsberg zwar absolviert aber noch immer keine Arbeit gefunden haben, und Vergleiche mit den jungen Menschen anzustellen, die wieder auf den Arbeitsmarkt zurückgekehrt sind.

Die Bestimmungsgründe sozialen Handelns der jungen Arbeitssuchenden vom Josephsberg tiefer gehend zu erforschen, wäre sicher eine lohnenswerte Aufgabe; welche Klassifikationen des sozialen Handelns, können zugeordnet werden, ist das überhaupt möglich? (vgl. Weber 1984: 44f).

Das Forschungsfeld Schulungszentrum am Josephsberg würde eine Diskussion über die Themen Migration und Gender erforderlich machen und die vorliegende Studie um wesentliche Aspekte bereichern und weitere Erkenntnisse ermöglichen.

Die Rolle der BetreuerInnen als SozialpädagogInnen und TrainerInnen wurde in der vorliegenden Studie nur marginal behandelt, wäre aber eine überaus wichtige Ergänzung, um den Alltag der jungen Arbeitssuchenden umfassender interpretieren zu können. Meine Doppelrolle als Forscherin und Trainerin verschloss mir diesen Weg.

Den Begriff „Maßnahme“ würde ich gerne im Rahmen einer Deutungsmusteranalyse (Lüders/ Meuser 1997) genauer erforschen, werden doch die Schulungen für junge Arbeitssuchende vom AMS als „Schulungsmaßnahmen“ oder „Qualifizierungsmaßnahmen“ bezeichnet.

Bezüglich des methodischen Zuganges könnte eine zukünftige Integration statistischer Daten eine wissenschaftlich interessante Ergänzung zu meinem ausschließlich qualitativen Zugang ergeben. Können doch beide Methodentraditionen von einander profitieren (Kelle 2008).

In diesem Sinne möchte ich mit den Worten aus der Einleitung der Marienthalstudie von Lazarsfeld schließen: „ Es gibt so viel zu tun, daß man nicht seine Zeit mit `Methodenstreit` vergeuden soll“ (Jahoda/ Lazarsfeld/ Zeisel 1975: 22).

10 Literatur

Arendt, Hanna , 2010 (1967): Vita activa oder Vom tätigen Leben. Piper Verlag GmbH, München:2010.

Beck, Ulrich, 1986: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main.

Beck, Ulrich, 2007: Schöne neue Arbeitswelt. Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main.

Böhle, Fritz; Voß, Günther; Wachtler, Günther (Hg.), 2010: Handbuch Arbeitssoziologie. VS Verlag für Sozialwissenschaften/ GWV Fachverlage GmbH, Wiesbaden: 2010.

Bonß, Wolfgang, 2006: Beschäftigt – Arbeitslos. In: Lessenich, Stephan; Nullmeier, Frank (Hg.), Deutschland – eine gespaltene Gesellschaft. Campus Verlag. Frankfurt/ New York: 51-72.

Bröckling, Ulrich, 2007: Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform. suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1832. Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2007.

Diekmann, Andreas, 2004: Beobachtung. In: Diekmann, Andreas, 2004: Empirische Sozialforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendungen. Rowohlt Taschenbuchverlag. Reinbek bei Hamburg: 456-480.

Elias, Norbert; Scotson, John L., 1993: Etablierte und Außenseiter. Suhrkamp Taschenbuchverlag. Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main.

Flick, Uwe, 2007: Beobachtung und Ethnographie. In: Flick, Uwe, 2009: Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. Reinbek bei Hamburg: 281-303.

Foucault, Michel, 1994 (1976): Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main.

Froschauer, Ulrike, Lueger, Manfred, 2003: Das qualitative Interview. Zur Praxis interpretativer Analyse sozialer Systeme. Facultas Verlags- und Buchhandels AG: Wien.

Füllsack, Manfred, 2009: Arbeit. Facultas Verlags- und Buchhandels AG.

Ganßmann, Heiner, 2006: Kapital – Arbeit. In: Lessenich, Stephan; Nullmeier, Frank (Hg.), Deutschland – eine gespaltene Gesellschaft. Campus Verlag Frankfurt/ New York.

Geertz, Clifford, 1987: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Suhrkamp, Frankfurt am Main.

Giddens, Anthony, 2003 (2001): Sociology. Fourth Edition. Polity Press in association with Blackwell Publishing Ltd.

Girtler, Roland, 2001: Methoden der Feldforschung. Böhlau Verlag: Wien Köln Weimar:4., völlig neu bearbeitete Auflage.

Girtler, Roland, 2002: Die feinen Leute. Von der vornehmen Art, durchs Leben zu gehen. Böhlau Verlag Ges.m.b.H., Wien, Köln, Weimar.

Girtler, Roland, 2004: 10 Gebote der Feldforschung. LIT VERLAG Wien 2004.

Goffman, Erving, 1973 (1961): Asyl. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen. edition suhrkamp 678. Frankfurt am Main.

Goffman, Erving, 1975 (1963): Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. suhrkamp taschenbuch wissenschaft 140. Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main: 1975.

Goffman, Erving, 1980 (1974): Rahmen – Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen. suhrkamp taschenbuch wissenschaft 329. Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main:1980.

Goffman, Erving, 1986 (1967): Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation. suhrkamp taschenbuch wissenschaft 594. Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main: 1986.

Goffman, Erving, 1996: Über die Feldforschung. In: Knoblauch, Hubert (Hg.): Kommunikative Lebenswelten. Zur Ethnographie einer geschwätzigen Gesellschaft. Konstanz, 1996: 262-269.

Goffman, Erving, 2003 (1959): Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. Piper Verlag GmbH, München: 2003.

Gold, Raymond, L., 1997: The Ethnographic Method in Sociology. In: *Qualitative Inquiry*, vol. 3, No. 4, pp. 388-402.

Gold, Raymond, L., 1985: Roles in Sociological Field Observations. In: *Social Forces*, vol.36, pp.217-223.

Jahoda, Marie; Lazarsfeld, Paul F.; Zeisel, Hans, 1975 (1933): Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit. Mit einem Anhang zur Geschichte der Soziographie. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main.

Kelle, Udo, 2008: Die Integration qualitativer und quantitativer Methoden in der empirischen Sozialforschung. Theoretische Grundlagen und methodologische Konzepte. 2. Auflage. VS Verlag für Sozialwissenschaften/ GWF Fachverlage GmbH, Wiesbaden.

Knoblauch, Hubert, 2001: Fokussierte Ethnographie. In: *Sozialer Sinn* 1/2001: 123-141.

Liessmann, Konrad Paul, 1999: Im Schweiß deines Angesichtes. In: Beck, Ulrich (Hg.), *Die Zukunft von Arbeit und Demokratie*. Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main.

Löw, Martina, 2001: Raumsoziologie. suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1506. Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main.

Lueger, Manfred, 2002: Grundlagen qualitativer Feldforschung. WUV- Universitätsverlag, Wien.

Lüders, Christian, Meuser, Michael, 1997: Deutungsmusteranalyse. In: Hitzler, Ronald, Honer, Anne (Hg.), Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Opladen: Leske+Budrich: 2.Auflage:57-79.

Lüders, Christian, 2002: Beobachten im Feld und Ethnographie. In: Flick, Uwe, Kardoff, Ernst v., Steinke, Ines (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg: 384-401.

Mauss, Marcel, 1990: Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften. suhrkamp taschenbuch wissenschaft 743. Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main.

Meier, Christian, 2000: Das Problem der Arbeit in seinen Zusammenhängen. In: Beck, Ulrich (Hg.), Die Zukunft von Arbeit und Demokratie. Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main.

Müller, Reinhard, 2008: Marienthal. Das Dorf – Die Arbeitslosen – Die Studie. Studienverlag: Innsbruck, Wien, Bozen.

Neckel, Sighard, Dröge, Kai, 2002: Die Verdienste und ihr Preis: Leistung in der Marktgesellschaft. In: Honneth, Axel (Hg.): Befreiung aus der Mündigkeit. Paradoxien des gegenwärtigen Kapitalismus. Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main.

Neckel, Sighard, 2004: Erfolg. In: Bröckling, Ulrich, Krasmann, Susanne und Thomas Lenke (Hg.). Glossar der Gegenwart. Edition suhrkamp 2381. SuhrkampVerlag Frankfurt am Main.

Neckel, Sighard, 2006: Gewinner – Verlierer. In: Lessenich, Stephan, Nullmeier, Frank (Hg.): Deutschland – eine gespaltene Gesellschaft. Campus Verlag Frankfurt/ New York: 2006.

Oevermann, Ulrich, 2001: Die Struktur sozialer Deutungsmuster-Versuch einer Aktualisierung. In: Sozialer Sinn 1, 2001: 35-81.

Park, Robert E., 1984 (1925): *The City: Suggestions for the Investigation of Human Behaviour in the Urban Environment*. In: Park, Robert E.; Burgess, Ernest W.; McKenzie, Roderick D. (Hg.): *The City*. The University of Chicago Press: Chicago.

Richter, Rudolf, 2002: *Verstehende Soziologie*. Facultas Verlags- und Buchhandels AG, Wien: 2002.

Schütz, Alfred 2004 (1938): *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie*. Endreß, Martin, Renn, Joachim (Hg.): Werkausgabe, Band II. UVK Verlagsgesellschaft mbH, Konstanz: 2004.

Sarasin, Philipp, 2005: *Michel Foucault zur Einführung*. Junius Verlag GmbH: Hamburg.

Scheffer, Thomas, 2001: *Das Beobachten als sozialwissenschaftliche Methode. Von den Grenzen der Beobachtbarkeit und ihrer methodischen Bearbeitung*. Lancaster: Manus.

Shaffir, William, 1999: *Doing Ethnography: Reflections on Finding Your Way*. In: *Journal of Contemporary Ethnography*, vol.28, pp.676-686.

Simmel Georg, 1989 (1900): *Philosophie des Geldes. Gesamtausgabe*. Rammstedt, Otthein (Hg.). *Philosophie des Geldes. Band 6*. Frisby, David. P., Köhnke, Klaus Christian (Hg.). Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1989.

Simmel, Georg, 1992: *Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. suhrkamp taschenbuch wissenschaft 811. Frankfurt am Main.

Soeffner, Hans-Georg, 2004: *Auslegung des Alltags – Der Alltag der Auslegung. Zur wissenssoziologischen Konzeption einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik*. 2., durchgesehene und ergänzte Auflage. UVK Verlagsgesellschaft mbH, Konstanz.

Tuschling, Anna, 2004: *Lebenslanges Lernen*. In: Bröckling, Ulrich, Krasmann, Susanne und Thomas Lenke (Hg.). *Glossar der Gegenwart*. edition suhrkamp 2381. SuhrkampVerlag Frankfurt am Main.

Veblen, Thorstein, 2007: Theorie der feinen Leute. Eine ökonomische Untersuchung der Institutionen. Fischer Taschenbuch Verlag. Frankfurt am Main.

Weber, Max, 1984 (1921): Soziologische Grundbegriffe. 6., erneut durchgesehene Auflage mit einer Einführung von Johannes Winkelmann. Tübingen: Mohr: 1984.

Printmedien

DERSTANDARD, BILDUNG& KARRIERE: „Die Chance der Jugend erhöhen“. SA./SO., 12./13. September 2009.

DERSTANDARD, KURZ GEMELDET: „Fast zwei Drittel aller Studierenden erwerbstätig“. 04.02.2010.

KURIER, KARRIEREN: „Am Arbeitsmarkt sind alle Menschen gleich“. Samstag, 1.Mai 2010, Seite: 36.

Magazin profil: 41.Jahrgang, „AMS Kurse“. Nummer 13, 29.März 2010, Seite: 17.

Internetquellen

<http://www.ams.at> (03.02.2010).

<http://www.ams.brz.gv.at/ams/alrech/main.html>. (10.02.2010, 01.05.2010).

<http://www.eco-c-eu>. Programm der IPKeurope Eco-C Schulungsunterlage LFQS Version 1.2 2. Auflage-Oktober 2008 (28.02.2010).

<http://www.ams.-forschungsnetzwerk.at> (05.03.2010).

<http://www.ams.-forschungsnetzwerk.at/deutsch/publikationen/BibList.asp>: Jugendliche mit akutem Qualifikationsbedarf 2008-2018 (05.03.2010).

<http://www.ams-Forschungsnetzwerk.at/deutsch/publikationen/BibShow.asp?id=6024> :
Jugendliche mit akutem Qualifikationsbedarf 2007-2013 (05.03.2010).

http://www.forschungsnetzwerk.at/downloadpub/AMS_Endbericht-JugendlicheSynthesis2009pdf. (05.03.2010).

<http://www.noe.orf.at/stories/440370/> (14.06.2010).

<http://www.soziales-leben-osterreich.at/arbeitslosengeld.html>. (12.04.2010).

11 Zusammenfassung

Die vorliegende Studie befasst sich mit dem Alltag von jungen Arbeitsuchenden in Österreich. Die Arbeitslosenstatistik vom Jänner 2010 ergibt, dass 50.265 junge Personen zwischen 15 und 29 Jahren arbeitslos sind, diese Zahl umfasst mehr als ein sechstel der Gesamtarbeitslosenzahl i.e 323.651 Personen (www.ams.at). Mehr als die Hälfte der jungen Arbeitsuchenden befinden sich in Qualifizierungsmaßnahmen, die - vom Arbeitsmarktservice (AMS) initiiert - in diversen Schulungszentren angeboten werden. Die Forschungsarbeit für diese Studie wurde in einem Weiterbildungszentrum in Wien (anonymisiert „Josephsberg“ genannt) durchgeführt. Von Juli 2009 bis März 2010 arbeitete ich dort sowohl als Trainerin für junge Arbeitsuchende als auch als Forscherin im Rahmen meiner Masterarbeit. Mit der Methode der teilnehmenden Beobachtung (Girtler 2001) wurde das Handeln im Alltag der jungen Arbeitslosen während der Unterrichtszeiten von 8-14 Uhr beobachtet, interpretiert und reflektiert; erweitert wurden die Beobachtungen und informellen Gespräche durch aufgezeichnete „ero-epische Gespräche“ (Girtler 2001) sowohl mit den jungen Arbeitsuchenden als auch mit deren BetreuerInnen.

Forschungsergebnisse zeigen, dass junge Arbeitsuchende auf die Stigmatisierung der erwerbstätigen Gesellschaft mit unterschiedlichen Techniken reagieren, um ihre beschädigte Identität zu bewältigen (Goffman 1975). Das heißt, sie versuchen einerseits dem Stigma Arbeitslosigkeit durch die Rückkehr zur Erwerbstätigkeit zu entkommen, oder sie wenden andererseits Strategien an, um Selbstwert und Selbstachtung zu entwickeln, indem sie sich innerhalb der Gruppe der jungen Arbeitsuchenden *durch Techniken der Selbsterhöhung* (Elias/ Scotson 1990: 309) von den KurskollegInnen abgrenzen. Die durch die Arbeitslosigkeit Erniedrigten greifen selber zu Mitteln der Erniedrigung.

Inwieweit ein Weiterbildungszentrum für junge Arbeitsuchende die Merkmale einer *totalen Institution* (Goffman 1973) trägt, ist ebenfalls Gegenstand dieser Studie; die Forschungsergebnisse deuten darauf hin, dass diese Annahmen nicht so ohne weiteres zutreffen, sondern vielmehr die Anrainer der Umgebung mit ihrem Bollwerk der Einfamilienhäuser eine *totale Institution* als paradoxes Spiegelbild inszenieren

Eine ergänzende Forschung über die Themen Migration und Gender, um nur zwei soziologische Phänomene in Hinblick auf Jugendarbeitslosigkeit zu nennen, sowie eine Deutungsmusteranalyse zum Begriff „Maßnahme“, könnte die vorliegende Studie um wesentliche Aspekte erweitern, die aber im Rahmen dieser Masterarbeit keine Berücksichtigung finden konnten.

12 Abstract

The present paper studies youth unemployment in Austria. According to the statistics 50 265 people between the age of 15 and 29 are unemployed in January 2010. This number equals a sixth of the total unemployment summing up to 232 651 people (source: www.ams.at). More than half of the young unemployed take part in a qualification plan offered in several training centers. The research for this study was executed in one of these centers (in this paper referred to as „Josephsberg“) in Vienna. Between July 2009 and March 2010 I worked there both as a trainer for young unemployed as well as conducting the research for my master thesis. I used the method of a participating observation (Girtler 2001) to observe, interpret and reflect the daily routine of the young unemployed during their teaching time (every weekday from 8am to 2pm). Additionally I conducted „ero-epic talks“(Girtler 2001) with the young unemployed and their trainers.

The results of this research show that young unemployed use different techniques to come to terms with their damaged identity (Goffman 1975). On one hand they try to escape the stigma of unemployment by returning back to work life. On the other hand they try to develop self-esteem and -respect by distinguishing themselves from the rest of the group using „techniques of self-enhancement“(Elias/ Scotson 1990: 309). The humiliated unemployed use means of humiliation themselves.

This paper also questions whether or not a training centre for young unemployed bears the signs of a “total institution” (Goffman 1973). The research results do not give clear evidence for that. But the residents around the training centre realize a paradox reflection of a “total institution” by designing their family houses like fortresses.

An additional research on gender and migration (to name only two sociological phenomena with regard to youth unemployment) and a *Deutungsmusteranalyse* of the term *Maßnahme* could bring further significant aspects to this paper. But these phenomena could not be included in this master thesis yet.

13 Lebenslauf

CURRICULUM VITAE

ANDREA HARTLAUER, BAKK. PHIL.

Name Andrea Hartlauer, Bakk. phil.
Adresse Porzellangasse 60/5/49
Mobil +43 664 323 93 94
E-Mail andrea.hartlauer@chello.at
Geburtsdatum 3. April 1951 (Graz, Österreich)
Nationalität Österreich
Familienstand verheiratet



Ausbildung

1969 Matura Akademisches Gymnasium Graz
1969 Immatrikulation an der Karl-Franzens-Universität in Graz
1974 Abschluss als Akademisch geprüfter Übersetzer für Englisch
2007 Verleihung des akademischen Grades zur Bakkalaura der Philosophie Fachrichtung Soziologie an der Universität Wien
seit 2007 Masterstudium Soziologie an der Universität Wien

Berufliche Erfahrungen /Weiterbildung

1974 Eintritt bei Austrian Airlines als Flugbegleiterin
1994 Austrian Airlines Bereichsleiterin Cabin Operations mit Führungsverantwortung von 2000 Flugbegleitern
1995 Neustrukturierung des Cabin Service als Teamorganisation
1998 Gesamtkonzeption von Mitarbeitergesprächen und deren unternehmensweite Umsetzung
2002 Geschäftsführerin Austrian Airlines Production Company
2001/02 Ausbildung zum Wirtschaftscoach am Coaching Institut für Führungskräfte; Abschluss mit Diplom
seit 2004 Selbständige Personalberaterin
seit 2009 Trainerin im Management College/ WIFI Wien
seit 2009 Eco-c Trainerin im Arbeitslosen-Projekt „Perspektiven für unter 30jährige“ am bit Schulungcenter